

Matthias Matussek über die Literatur-Sensation Karl Ove Knausgård

DIE WELTWOCH

Nummer 20 – 18. Mai 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Sex-Appeal, Macht und Energie

Doris Leuthards
kurvenreiche Karriere

EINWANDERUNG
Mutiger FDP-Romand
spaltet den Freisinn

FAST VERLIEBT
Nackt-Selfies
und innere Werte

ÖSTERREICH
Sebastian Kurz:
Geschneigeltes
Ego-Projekt?

FRANKREICH
Brigitte Macron:
Der Reiz der reifen Frau
Teil 2

HILFSWERKE-SKANDAL
Schlepper ohne Grenzen





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäubli, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri, Neugasse 9

Zürich

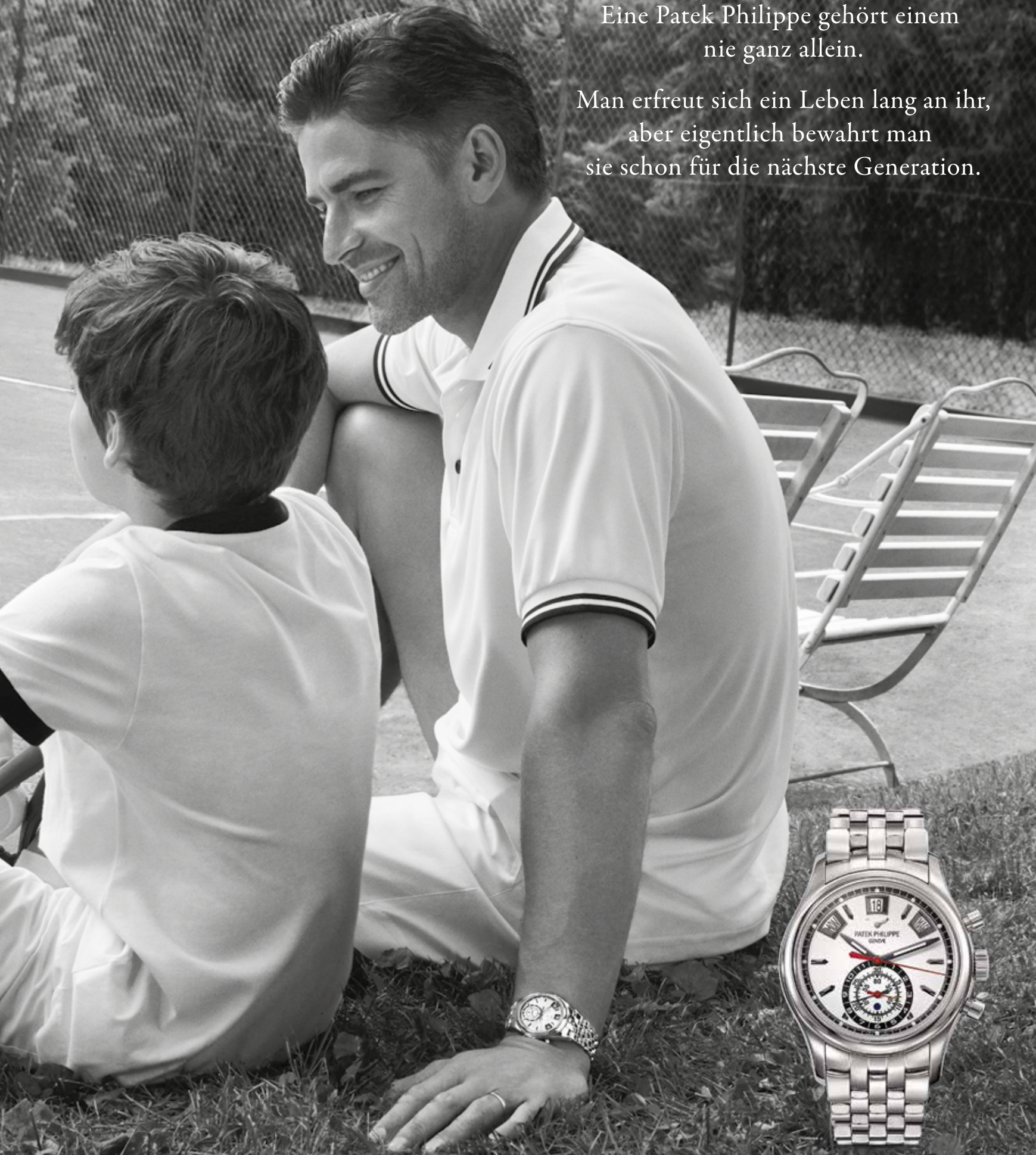
Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Chronograph
Ref. 5960/1A

Land der «Goldenen Pagoden»

mit den Suitenschiffen RV Thurgau Exotic 1 + 2 ☀☀☀

Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 2500.-

*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Thurgau Travel
15 Jahre
Flusskreuzfahrten

Rangun–Bagan–Nwe Nyein–Mandalay v.v.

17 Tage ab Fr. 3490.- (Rabatt Fr. 2500.- abgezogen, Suite HD, Vollpension, Flüge)

1. Tag Zürich–Bangkok–Rangun Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug via Bangkok nach Rangun.
2. Tag Rangun Spaziergang am Kandawgyi-See und Mittagessen. Transfer zum Schiff. Begrüssungscocktail und Abendessen. **3. Tag** Rangun–Irrawaddy Delta Stadtrundfahrt mit Besuch Scott-Markt und Shwedagon-Pagode. Gegen Mittag «Leinen los!». **4. Tag** Danupyu Rundfahrt mit Fahrrad-Rikschas. Besuch Mönchskloster und Zigarren-Manufaktur. Schifffahrt durch das Irrawaddy-Delta. **5. Tag** Myan Aung Schifffahrt und Vortrag an Bord. Spaziergang durch Myan Aung mit Markt. **6. Tag** A Kauk Taung–Shwe Daung–Pyay Passage der Klippen von A Kauk Taung mit beeindruckenden Steinbildhauereien. Busausflug nach Shwe Daung. Besichtigung der Pagode mit der einzigen Buddhastatue Burmas, die eine Brille trägt. Stadtrundfahrt Pyay mit Besuch Shwe San-Daw und Phaya Gyi Pagoden. **7. Tag** Thayet Myo Rundgang durch die ehemalige Grenzstadt. **8. Tag** Minhla–Magwe Besichtigung der Festung von Minhla. Ausflug in die Region von Magwe mit Naturspektakel. Besichtigung Myat Thalon Pagode. **9. Tag** Sale Schifffahrt. Präsentation an Bord. Spaziergang durch Sale, Besuch Teakholzkloster. **10. Tag** Bagan Busausflug. Besichtigung einiger Tempel und Pagoden. Besuch einer Lackwaren-Manufaktur. Rundfahrt mit Pferdewagen. Traditionelles Puppentheater an Bord. (Oktober–März Ballonfahrt bei Sonnenaufgang auf Anfrage möglich)
11. Tag Dorf am Flussufer–Yandabo Morgenspaziergang.

Besuch einer Gemeinde mit Töpfereien. **12. Tag** Sagaing Busausflug in die Sagaing-Hügel mit vielen Heiligtümern. Besichtigung Sun-U-Ponnya-Shin Pagode und Nonnenkloster. **13. Tag** Mingun–Nwe Nyein Besuch Mingun Tempel mit einer der grössten hängenden Glocken der Welt. Besichtigung der Töpfereien von Nwe Nyein. **14. Tag** Amarapura Busausflug nach Amarapura. Besichtigung einer Seiden- und Baumwollweberei. Sonnenuntergang an der U Bein Brücke. **15. Tag** Mandalay Stadtrundfahrt. Cocktail und Abschiedessen. **16. Tag** Mandalay–Bangkok Ausschiffung, Besichtigung Mandalay. Mittags Transfer und Rückflug. **17. Tag** Bangkok–Zürich Am Morgen Ankunft und individuelle Heimreise.

Mandalay–Nwe Nyein–Bagan–Rangun
Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

Verlängerungsmöglichkeiten von Okt. 17 bis März 18

3 Tage Inle See ab Fr. 890.- pro Person*

8 Tage Ngapali Beach ab Fr. 1390.- pro Person*

8 Tage Inle See und Ngapali Beach ab Fr. 1690.- pro Person*

*Weitere Leistungen und Details im Internet

RV Thurgau Exotic 2****



Suite mit Doppelbett



Alle Ausflüge inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten

- Keine Hotelübernachtung, reine Flusskreuzfahrt
- Suiten über die ganze Schiffsbreite
- Fahrt auf dem Irrawaddy/Upper Irrawaddy

RV Thurgau Exotic 1 + 2****

Im Kolonialstil in Burma gebaute Holzschiffe für max. 20/28 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugen sie durch die familiäre Atmosphäre. Die grosszügigen Suiten und Einzelkabinen verfügen über Dusche/WC, Föhn, Safe, Klimaanlage. Die Suiten erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes, so dass sich der Blick auf beide Ufer bietet. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Eine kleine Salonbar befindet sich auf dem Sonnendeck. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Reisedaten 2017/18 Es het solangs het Rabatt

Thurgau Exotic 1****

Rangun–Mandalay	Mandalay–Rangun
21.11.–07.12.17 500	07.11.–23.11.17 500
26.12.–11.01.18 500	09.01.–25.01.18 500
23.01.–08.02.18 500	
20.02.–08.03.18 900	

Thurgau Exotic 2****

Rangun–Mandalay	Mandalay–Rangun
19.09.–05.10.17 2300	05.09.–21.09.17 2500
17.10.–02.11.17 900	03.10.–19.10.17 2000
16.01.–01.02.18 500	28.11.–14.12.17 500
13.02.–01.03.18 700	

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

Einzelkabine Hauptdeck	5990
Suite Hauptdeck	5990
Suite Oberdeck Mitte	6390
Suite Oberdeck vorne	6790
Front-Suite Oberdeck mit Privatbalkon	7490
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Jahresversicherung Allianz Einzel	109
Jahresversicherung Allianz Familie	189

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Flüge mit Thai Airways in Economy Klasse, alle Ausflüge/Stadtrundfahrten, lokale deutschsprachende Reiseleitung. Details siehe Internet oder verlangen Sie den Flyer.

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Jeannine Büsser
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



«Schulschätze»: künftiges Ehepaar Macron, 1993.

Brigitte Macron, Frankreichs neue Première dame, ist ein Star der Gegenwart. Stets in der Nähe ihres Gatten Emmanuel und in alle Geschäfte involviert, ist sie eine Art Alter Ego des neuen Präsidenten. «Wir wirken aufeinander wie Sauerstoff», erzählte Brigitte ihrer Biografin Caroline Derrien. Welche Macht übt die um 24 Jahre ältere Gattin des Präsidenten aus? Und wer ist sie wirklich? «Sie ist gern spontan, wenn auch keineswegs naiv, und gewappnet gegen Tiefschläge, wie sie in diesem Milieu gang und gäbe sind», schreibt Derrien in einem exklusiven Porträt für die *Weltwoche*. Und: «Sie äussert sich freimütig und wohl dezidiert rechts als ihr Mann – das könnte rasch Ärger geben.» Seite 42

Kurz vor Antritt seiner ersten Auslandsreise sorgt Donald Trump erneut für negative Schlagzeilen. Zuerst entlässt er mit einem Paukenschlag FBI-Direktor Comey, dann soll er bei einem Treffen im Weissen Haus angeblich streng vertrauliche Informationen Russlands Aussenminister verraten haben. Was ist von den jüngsten Schlagzeilen zu halten? Pierre Heumann hat bei zwei hochkarätigen Persönlichkeiten nachgefragt. «Trump behindert die Justiz nicht», so Staranwalt Alan Dershowitz über die Russland-Untersuchungen und die Comey-Affäre. – Der ehemalige israelische Premier Ehud Barak sagt über die Erfolgchancen von Trumps Plan, den Nahostkonflikt neu zu beheben: «Die Ausgangslage ist so günstig wie noch nie.» Seite 50 und 56

Die ostdeutsche Provinz gilt nicht unbedingt als bevorzugtes Auswanderungsziel. Nathalie Wappler Hagen, ehemals mächtige Kulturchefin von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF), ist vor einem halben Jahr nach Halle an der Saale gezogen. Als Programmdirektorin soll sie den Mitteldeutschen Rundfunk entstauben und ins Internetzeitalter führen. Kulturredaktor Rico Bandle kennt Wappler schon



Zu gut für die Schweiz? Nathalie Wappler.

von ihrer Tätigkeit in der Schweiz. Jetzt hat er sie in Halle besucht. Und eine Frau getroffen, die begeistert ist von ihrem neuen Arbeitsort. Ostdeutschland, sagt sie, habe völlig zu Unrecht einen schlechten Ruf. Seite 28

Aus dem Nichts betrat vor gut fünf Jahren ein rätselhafter Einzelgänger die Bühne der Weltliteratur, um sie zu erobern: Karl-Ove Knausgård, ein Norweger, Lederjacke, zerschnittenes Gesicht, blaue Augen. Sein Werk: «Mein Kampf». 3600 Seiten, auf denen er nichts anderes tut, als von sich zu erzählen, seiner Kindheit, dem despotischen Vater, den Lieben und Niederlagen, dem Ehrgeiz nach Ruhm, so genau und poetisch und klug, dass die Leser süchtig danach werden. Einer von ihnen ist unser Autor Matthias Matussek, der hier den letzten Band des monumentalen Epos bespricht. Seite 62

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

ICONIC



THE NAVITIMER
SINCE 1952

Galli
GALLI HAT ZEIT – SEIT 125 JAHREN
Am Bellevue, Zürich


BREITLING
1884

Migrationswut

**Personenfreizügigkeit:
Man sagt ja, weil man Angst hat,
nein zu sagen.**

Von Roger Köppel

Irgendwo habe ich gelesen, die Personenfreizügigkeit, also das Recht, dass ich in jedes beliebige Land einwandern und dort zum Beispiel einen Anspruch auf Arbeit oder Arbeitslosenunterstützung anmelden kann, sei liberal. Keine Ahnung, was das für Liberale sind, die einen solchen Unsinn glauben.

Nehmen wir einmal an, die derzeit 500 Millionen Europäer, die dank dem Freizügigkeitsabkommen theoretisch in die Schweiz einwandern dürften, kämen irgendwann tatsächlich. Okay, sie haben nicht alle einen Arbeitsvertrag, aber sie könnten trotzdem für ein paar Monate kommen, weil sie sich ja einen Job suchen dürfen.

Ich versuche mir vorzustellen, was es mit Liberalismus zu tun haben könnte, wenn dieses Millionenheer von Migrationswütigen in die Schweiz einfiel. Es würde sich vermutlich ähnlich liberal anfühlen wie damals, als die Ostgoten ins Römische Reich einwanderten, was das mächtige Römerreich, wie wir heute wissen, nicht überlebte.

Das sind denkbare Szenarien. Personenfreizügigkeit bedeutet, dass wir kein legales Instrument mehr in der Hand haben, um 500 Millionen Europäer an der Einreise in die Schweiz zu hindern. Wir haben uns migrationspolitisch in der EU aufgelöst.

Es ist mir schleierhaft, wie man es für liberal halten kann, die eigenen Landesgrenzen für alle Einwanderungswilligen zu öffnen. Wäre die Personenfreizügigkeit tatsächlich liberal, was viele für gleichbedeutend mit vernünftig halten, dann müsste man sie konsequenterweise von der EU auf die ganze Welt ausdehnen. Auf so eine Verrücktheit kommen aber nicht mal jene, welche die Personenfreizügigkeit in Europa eine gute Sache finden.

Meine persönliche Meinung lautet: Die Freizügigkeit ist ein verheerender Irrtum, mehr noch: Sie ist ein politischer Fehler. Ein Freund von mir, Anwalt, sagte es richtig: Ohne die Freizügigkeit gäbe es in Europa weder Marine Le Pen noch Beppe Grillo, weder die AfD noch Geert Wilders. Auch der Brexit war eine direkte Folge des freien Personenverkehrs. Nichts zersetzt die ohnehin brüchigen Vertrauensgrundlagen der EU mehr als die Fortführung

jenes Desasters, das wir Personenfreizügigkeit nennen.

Am meisten leidet die Schweiz. Um uns die Dimensionen zu vergegenwärtigen: Im Rekordjahr der merkelschen Willkommenspolitik 2015 wanderten über 900 000 Ausländer in Deutschland ein. Es resultierte ein Netto-Bevölkerungswachstum von 1,2 Prozent, mehr als doppelt so viel wie in den Jahren zuvor. Das statistische Amt spricht vom «grössten Wanderungsüberschuss» seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Politik hyperventilierte zwischen Euphorie und Panik. Dann einigte man sich auf Panik. Merkel befahl radikale Schubumkehr und verriegelte die Grenzen.

Wer heute Schweizer Zeitungen liest, könnte leicht auf den verführerischen Gedanken kommen, bei uns sei alles besser. Die Schweizer haben es sich angewöhnt, periodisch auf die Deutschen herabzublicken, um sich dem beruhigenden Irrtum hinzugeben, die eigenen Fehler würden kleiner, wenn man sie mit den grösseren Fehlern des Nachbarn vergleicht. Vielleicht sind so die Schlagzeilen der letzten Wochen zu erklären: «30 Prozent weniger Zuwanderung» (Patrik Müller); «Zuwanderung aus der EU sinkt auf Rekordtief» (Tages-Anzeiger); «Zuwanderung sinkt auf tiefsten Stand seit Start der Personenfreizügigkeit» (NZZ am Sonntag).

Wissen Sie, wie hoch die «rekordtiefe» Nettozuwanderung der Schweiz im letzten Jahr tatsächlich war? 90 000 Personen, in Prozentzahlen ausgedrückt: 1,1 Prozent, ein neuerli-



Ostgoten im alten Rom.



Ansturm von «Flüchtlings» aus dem Osten.

cher Zuwachs in der Grössenordnung einer Stadt wie Winterthur. Das ist der migrationspolitische Grosse Erfolg, den die Medien so einträchtig bejubeln.

Es gibt keinen Grund dazu. Die deutsche Willkommenspolitik war ein Ausreisser im Gefolge des Syrienkriegs. In der Schweiz ist die Willkommenspolitik seit zehn Jahren Alltag. Der jährliche Zuwachs schwankt zwischen 1,1 und 1,4 Prozent seit Einführung der Freizügigkeit 2007.

Innerhalb von zehn Jahren ist die Schweizer Bevölkerung um 800 000 Personen gewachsen. Trotzdem leistete sich das Parlament im letzten Dezember den fragwürdigen Luxus, den Volksentscheid gegen die «Masseneinwanderung» aus Rücksicht auf die EU bis zur Unkenntlichkeit zu verwässern.

Das ist gefährlich. In der EU produzieren die offenen Grenzen Radikalismus und Fremdenhass. Le Pen marschiert voran, in Italien wütet der merkwürdige Komiker Beppe Grillo. In der Schweiz ist es bisher gelungen, solche Auswüchse zu verhindern. Aber die Zuwanderung geht weiter, und mit ihr steigen die Arbeitslosenzahlen unter EU-Ausländern. Besonders gefährdet sind die Portugiesen (7 Prozent), die Polen und Ungarn (je 10 Prozent) sowie die Bulgaren (fast 13 Prozent). Natürlich bleiben diese Ausrangierten in der Schweiz, wo sie viel mehr Sozialhilfe kassieren als zu Hause.

Die Personenfreizügigkeit war ein Irrtum. Hören wir also auf damit. Ich will mich noch nicht auf die Diskussion einlassen, wie wir das am besten anstellen. Nur soviel: Möglicherweise geht es ohne Kündigung des Freizügigkeitsvertrags, aber für den Ernstfall müssen wir auch dazu bereit sein. Selbstverständlich.

Kann es sein, dass die SVP herumeiert? Gerade für eine Partei, die sich die «Selbstbestimmung» auf die Fahnen geschrieben hat, müsste klar sein: Jedes Land bestimmt selber, wer kommen darf. Das ist ein politischer, kein unternehmerischer Entscheid.

Ausser ein paar Linken, die damit ihre Forderungen leichter durchdrücken, ist von der Freizügigkeit niemand wirklich überzeugt. Man sagt ja, weil man Angst hat, nein zu sagen.

Ich bin für Zuwanderung. Aber auf die Dosis kommt es an. Und die Dosis bestimmen wir.

Arthrose-
Drama
mit Happy-
Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Aufwind: Regula Rytz. Seite 32



Nichts zu verlieren: Karl Ove Knausgård. Seite 62



«Ich bin sehr hungrig nach Leben, aber die Zeit ist kurz.»

Maria Grazia Chiuri: Seite 68

Titelgeschichte

- 16 **Doris Leuthard** Die Magistratin vor ihrem wichtigsten Abstimmungskampf
- 18 **Salto rückwärts** Von der «Atom-Doris» zur Ikone der Energiewende
- 20 **So kauft man sich die Schweiz** Das verführerische Energiegesetz
- 21 **Hochschulen** Geld und politischer Filz unterdrücken die freie Forschung

- 32 **Regula Rytz** Die Grünen-Präsidentin auf Erfolgskurs
- 33 **Zürichs Öko-Moralisten**
- 34 **Ein Palast als Pfarrhaus** Fünf-Millionen-Haus in Pfäffikon ZH
- 35 **Professor Wahrheit** Rolf Wüstenhagen von der Universität St. Gallen und die Alternativenergie
- 38 **Inzestopfer** Wenn die Hilfe der Behörden ausbleibt
- 40 **Frühfranzösisch** Ein Genfer über den Schweizer Sprachenstreit

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 11 **Doris Leuthard** Die heimliche Parteichefin
- 11 **Im Auge** Jude Law
- 12 **Ventilklausel** Südöstliche Lunte
- 12 **Personenfreizügigkeit** Es wird prekär
- 13 **Weisses Haus** Der Schaden ist angerichtet
- 13 **Eurovision** Zu viel Edelweiss
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Allan Meltzer
- 22 **Mörgeli** Seilers und Laubers Ramos
- 22 **Bodenmann** Zweite Schweizer «Frontsau» in den USA?
- 23 **Medien** Die Macht des Schicksals
- 23 **Die Deutschen** Marionetten
- 49 **Ausland** Macron – das Prinzip Hoffnung
- 52 **Trumps Woche** Plan mit Peking

Interviews

- 50 **Alan Dershowitz** Der amerikanische Staranwalt zu Trump und Russland
- 68 **Maria Grazia Chiuri** Die Pläne der neuen Dior-Chefdesignerin

Ausland

- 24 **Schlepper ohne Grenzen** Die Mitschuld der Hilfswerke
- 42 **Brigitte Macron** Caroline Derrien über Frankreichs Präsidentengattin
- 44 **Älter, erfahrener, gelassener** Brigitte Macron und das Tabu
- 46 **Ödipussy** Altersunterschied in der Literatur
- 48 **Edouard Philippe** Erster Auftritt von Frankreichs neuem Premier
- 51 **Echo von Watergate** Die Entlassung des FBI-Direktors Comey
- 53 **Sebastian Kurz** Michael Fleischhacker über den österreichischen Politstar
- 54 **Deutschland** Katerstimmung bei Martin Schulz und der SPD
- 55 **China** Nachrichten aus «Westkorea»
- 56 **Ehud Barak** Israels ehemaliger Premier hofft auf Frieden in Nahost

Wirtschaft & Wissenschaft

- 37 **Ökonomische Literatur** Essay von Ökonom Daniel Lampart
- 75 **Porsche** Der einmillionste 911er

Kultur & Gesellschaft

- 28 **Nathalie Wappler** Die Schweizer Fernsehfrau in Ostdeutschland
- 58 **Hüter der Steine** Besuch beim Wiedergänger von König Artus
- 62 **Karl Ove Knausgård** Matthias Matussek über Norwegens Kultautor
- 66 **Wunder der Natur** Ein Buch über Symbiosen bei Pflanzen und Tieren
- 67 **Anna Gavalda** Das Erfolgsrezept der französischen Autorin

Rubriken

- 60 **Ikone der Woche** Pippa Middleton
- 65 **Die Bibel** Mehr Besonnenheit
- 70 **Jazz** Chris Potter
- 71 **Knorr** «Alien: Covenant»
- 71 **Knorrs Liste**
- 72 **Thiel** Verkehrskunst
- 72 **Namen**
- 72 **Fast verliebt** Nipplegate
- 73 **Unten durch** Kundenparkplatz
- 74 **Wein** Spezialität wider Erwarten
- 75 **Auto** Ford Kuga Vignale 1.5 EcoBoost
- 76 **Darf man das?/Leserbriefe**

Inland

- 26 **Benoît Genecand** Der Genfer FDP-Politiker spaltet den Freisinn
- 30 **Markus Seiler** Der sturmerprobte Chef des Nachrichtendienstes



MEILENHOCH. DINERS CLUB MILES & MORE.



1 PRÄMIEN-
MEILE PRO
CHF 1
UMSATZ

AUSGEZEICHNETE PERSPEKTIVEN FÜR MEILENSAMMLER.

Die einfachste Art, um Meilen zu sammeln. Weitere Informationen unter dinersclub.ch/de/milesandmore

Partner von





Venezianische Odyssee im KKL Luzern

Rondò Veneziano

Mit der Verbindung von klassischer Musik und Poppigen-Elementen hat Rondò Veneziano vor mehr als dreissig Jahren Musikgeschichte geschrieben. Erleben Sie das weltberühmte italienische Ensemble live im Kultur- und Kongresszentrum Luzern!

Gian Piero Reverberi ist der Maestro von Rondò Veneziano. Reverberi wurde 1939 in Genua geboren, genoss schon als Kind klassischen Klavierunterricht und absolvierte später das Musikstudium am Konservatorium Nicolò Paganini. Aus Liebe zum venezianischen Barock gründete er 1979 sein eigenes Orchester. Mit eingängigen Kompositionen wollte er die Musik des 18. Jahrhunderts sowie Motive der italienischen Folklore einem breiteren Publikum zugänglich machen.

Das ursprünglich als Kammerorchester konzipierte klassische Ensemble ergänzte Reverberi um E-Bass und Schlagzeug. So entstand der typische Stil von Rondò Veneziano,

der eine weltweite Welle der Begeisterung auslöste. Werke wie «La Serenissima» oder «Odisea Veneziana» stürmten die Charts, in zahlreichen Ländern erreichten die 28 Alben Gold- und Platinstatus – insgesamt 25 Millionen Tonträger wurden bisher verkauft.

Auf der ganzen Welt tritt das gefeierte Orchester unter der Leitung seines Gründers, Komponisten und Pianisten Gian Piero Reverberi in namhaften Theater- und Konzertsälen auf. Die neun Solisten, gewandet in authentische Kostüme und Perücke des 18. Jahrhunderts, werden begleitet von zwanzig Musikern in schwarzer Abendgarderobe – ein grossartiges Klangerlebnis, das Sie nicht verpassen sollten!

Platin-Club-Spezialangebot

«Odisea Veneziana»:
Live-Konzert von Rondò Veneziano

Datum:
Sonntag, 11. Juni 2017, 18.30 Uhr

Veranstaltungsort:
KKL Luzern, Konzertsaal

Preise:

- Kat. I Fr. 118.– (statt Fr. 138.–)
- Kat. II Fr. 109.– (statt Fr. 128.–)
- Kat. III Fr. 101.– (statt Fr. 118.–)
- Kat. IV Fr. 84.– (statt Fr. 98.–)

Buchung:
Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder online mit dem Promotionscode «Platin-Club» unter www.obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:
Gültiges Abonnement der Weltwoche.
Das Angebot ist nicht kumulierbar. Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80

Veranstalter:
Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Charmant und dominant

Von René Zeller — Doris Leuthard ist mehr als eine Bundesrätin, die Charisma im Blut hat. Sie ist auch die heimliche Parteichefin.



Ellbogen: Bundesrätin Leuthard.

Im Bundesrat gibt die amtierende Bundespräsidentin gekonnt die Doyenne. Doris Leuthard ist die populärste Magistratin seit Adolf Ogi. Als dossierfeste Departementschefin ist sie im Parlament breit respektiert. Ein Naturtalent eben.

Insbesondere die CVP freut sich, dass sie über eine politische Strahlefrau verfügt, die obendrein noch Charme versprüht. Es ist unergiebig, parteiintern Kritiker zu suchen. Alle finden ihre Doris toll, schlagfertig, sympathisch, klug. Gerhard Pfister, Präsident der Christdemokraten, ist in letzter Zeit zwar öfter über den Bundesrat hergezogen, weil dieser führungs-schwach agiere. Die Bundespräsidentin ist davon explizit ausgenommen. Leuthard mache ihre Sache, so Pfister, «ausserordentlich gut».

Ausserordentlich gut ist nach Auffassung der CVP die Energiewende gelungen. Im Abstimmungskampf erhält die einstmals als «Atom-Doris» titulierte Aargauerin in einer Weise Flankenschutz von ihren Parteifreunden, die an den Kadavergehorsam der päpstlichen Schweizergardisten erinnert. Energiepolitischer Gegendruck aus der CVP? Undenkbar! Gerhard Pfister hatte die angedachte Energiestrategie 2050 vor seiner Wahl zum Parteipräsidenten als «ruinöse Planwirtschaft» gezeisselt. Jetzt lobt er die gesetzliche Umsetzung als «massvollen Kompromiss».

Natürlich sagt in der CVP niemand, Bundesrätin Leuthard führe nebenamtlich auch noch

ihre Partei. Sie selber bestreitet das vehement. Vor ihrem ersten Präsidentschaftsjahr (2010) meinte sie in einem Interview mit der *Weltwoche*, der Bundesrat müsse das Gesamtwohl im Auge behalten. «Wir dürfen weder zu stark nach links noch nach rechts schielen; das wäre Parteipolitik, für die wir im Bundesrat nicht zuständig sind.»

Das ist nur die halbe Wahrheit. Wenn Doris Leuthard Sachpolitik macht, ist das für ihre Partei bindend – siehe Energiewende. Während seiner vierjährigen Amtszeit als Bundesrat blieb Christoph Blocher das Mass aller Dinge für die SVP. Die Analogie zu Doris Leuthard und der von ihr informell geführten CVP ist keineswegs abwegig.

Wenn hier festgestellt wird, dass Doris Leuthard eine dominante Rolle in der eigenen Partei spielt wie zurzeit kein anderes Mitglied der Landesregierung, so ist das nicht despektierlich gemeint. Die 54-Jährige steht für den Typus der emanzipierten Frau, die Netzwerke pflegt, sich aktiv in die Debatte einmischt und, wie sie es selber formulierte, gelegentlich «die Ellenbogen ausfährt, wie das die Männer auch tun».

Kommt dazu, dass die CVP ihrer Frontfrau viel zu verdanken hat. Nach der Abwahl von Bundesrätin Ruth Metzler im Dezember 2003 lag die CVP auf der Intensivstation. In dieser misslichen Lage trat Nationalrätin Doris Leuthard an die Spitze ihrer Partei. Sie klagte, die Konkordanz sei klinisch tot – aber die CVP lasse sich reanimieren. Flugs wies Leuthard ihrer Partei mit der Agenda «Aufbruch Schweiz» den Weg. Zwei Jahre später brach sie selber als Nachfolgerin von Joseph Deiss in den Bundesrat auf. Ihre parteiinterne Nomination war reine Formsache gewesen.

Ganz vorbehaltlos soll diese Laudatio nicht enden. Als die Aargauerin 2006 in die Landesregierung gewählt wurde, zog die Frau mit dem gewinnenden Lachen und den funkelnden Haselnussaugen die Schweiz in ihren Bann. Rasch wurde ein «Leuthard-Effekt» herbeigeschrieben. Rückblickend muss die CVP konstatieren, dass sich die Hoffnungen nicht erfüllt haben. Die Partei konnte ihren Sinkflug anfänglich zwar bremsen. Doch inzwischen zeigt die Formkurve wieder stramm abwärts.

Für die krebssende CVP könnten sich die Perspektiven weiter verschlechtern, wenn Doris Leuthard dereinst nicht mehr mitregieren will. Vorerst aber muss die ungekrönte Königin der CVP um die Energiewende bangen. Falls das Stimmvolk die Vorlage ablehnt, würden ihr mehrere Zacken aus der Krone fallen.

Tschau Socke



Jude Law, Trendsetter.

Es wird ein entscheidender Sommer werden. Die Selbstbefreiung des Mannes hat, endlich, den Fuss erreicht. Nach Hut, Lederhandschuh, Krawatte, Manschettenknopf, dem Hemd an sich, dem Hosenträger könnte nun auch die letzte Zwangsfessel fallen: die Socke. Es hat vielleicht auch mit dem Klimawandel zu tun, nicht nur mit dem Dresscode, dass Männer wie der Fussballprofi Kevin-Prince Boateng ungeschützten Fusses in die Ehe treten. Aber wer wäre als Vorkämpfer mit Massenwirkung besser geeignet als der umschwärmte Schauspieler Jude Law, der vor einem Jahr auf dem roten Teppich zur Premiere des Films «Genius» in New York als multipler Tabubrecher auftrat: in schwarzer Smokingjacke, mit einem Nichts von T-Shirt drunter, und die Hochwasser-Jeans legten mindestens zehn Zentimeter britischer Rosahaut über den schwarzen Mokassins frei. Der Durchbruch. Ein Gentleman ohne Socken. (Frauen machen ja von dieser Erleichterung längst Gebrauch.) Im Mittelalter noch ein Statussymbol der Reichen, wanderten die Socken allmählich ihrem Untergang entgegen, als sie der Verachtung für ganz bestimmte Objekte (rote Socken) oder für modische Bananen (weisse Socken) anheimfielen. Kaum jemand macht sich noch auf die Socken, und als Last-Minute-Geschenk für den vernachlässigten Herrn dürften sie bald ausgedient haben.

Jude (den Namen gaben ihm die Eltern nach dem Beatles-Song «Hey Jude») Law, 44, hat von Hamlet bis zum «Jungen Papst» schon alles gespielt und ist auch als Chevalier de l'Ordre des Arts et des Lettres, des höchsten Kulturordens von Frankreich, legitimiert zum Lebensart-Leader. Zudem können ihm fünf Kinder von drei verschiedenen Frauen ihre Meinung sagen; Sohn Rafferty wird vom Magazin *GO* sogar den «best-dressed» Briten zugerechnet.

Orthopädisch gibt es gegen den sockenfreien Fuss keine Bedenken. Hygienisch und geruchssinnlich vielleicht schon, aber bei Jude Law sind auch solche völlig ausgeschlossen: Er ist Werbebotschafter des Parfüms «Dior Homme Sport».

Peter Hartmann

Südöstliche Lunte

Von Philipp Gut — Kein Problem mit Bulgaren und Rumänen? Der Bundesrat täuscht die Bürger.

Letzte Woche hat der Bundesrat die «Ventilklausel» für Erwerbstätige aus Rumänien und Bulgarien angerufen. Dies sei nötig geworden, weil der Schwellenwert bei den Aufenthaltsbewilligungen B «deutlich überschritten» worden sei, so die Regierung. Diese Form der Aufenthaltsgenehmigung wird an Bürger aus den EU/Efta-Staaten verliehen, dauert fünf Jahre und kann beliebig verlängert werden. 2016 war ein starker Zustrom aus Bulgarien und Rumänien zu verzeichnen: um 3300 Personen. Das sind doppelt so viele wie im Vorjahr. Liegt die Zuwanderung in einem Jahr um mehr als 10 Prozent über dem Schnitt der letzten drei Jahre, kann die Ventilklausel angewendet werden.

Hintergrund dieser rasanten Entwicklung ist die gestaffelte Einführung der vollen Personenfreizügigkeit mit den beiden Staaten. Bis am 31. Mai 2016 galten Beschränkungen wie Inländervorrang, vorgängige Kontrolle der Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie Kontingente. Diese Beschränkungen sind vor einem Jahr weggefallen – in der Folge stieg die Zuwanderung markant an. Das Bremsinstrument der Ventilklausel ist allerdings ebenfalls beschränkt: In zwei Jahren fällt es weg. Ab dann gilt die «volle Personenfreizügigkeit» wirklich voll.

Dreimal mehr Sozialhilfeempfänger

Was auf die Schweiz zukommen könnte, lässt sich bereits jetzt anhand der bisherigen Daten erahnen. Von 2006 bis 2015 stieg die Zahl der Sozialhilfeempfänger aus Rumänien von 170 auf 537. Das ist mehr als eine Verdreifachung. Fast so hoch ist der Faktor auch bei den Bulgaren.

Gleichzeitig klettert die Arbeitslosenquote der Südosteuropäer in die Höhe. Es gibt saisonale Schwankungen, im April 2017 waren 11 Prozent der Bulgaren und 7,5 Prozent der Rumänen in der Schweiz ohne Arbeit. Im Februar waren es sogar 13,1 beziehungsweise 8,1 Prozent gewesen. Im Jahresdurchschnitt stieg die Quote von 2015 auf 2016 bei beiden Ländern um gegen ein Prozent. Dieser Anstieg ist umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, dass bis Mitte 2016 die Personenfreizügigkeit noch eingeschränkt war.

Laut Berner Theorie und den Versprechungen im Abstimmungskampf um die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Rumänien und Bulgarien 2009 dürfte es diese negative Entwicklung gar nicht geben. Es kämen in erster Linie «gut qualifizierte Fachleute», und es sei «keine übermässige Belastung der Sozialversicherungen» zu verzeichnen, schrieb damals der Bundesrat.

Es wird prekär

Von Beat Gygi — Flankierende Massnahmen sind beunruhigend normal geworden. Der Bund spielt mit.

Die flankierenden Massnahmen (FlaM) sind für Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Verwaltung zum alltäglichen Begriff geworden, das ist beunruhigend. Vor Tagen hat das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) den Bericht 2016 zur Umsetzung der flankierenden Massnahmen an den schweizerischen Arbeitsmärkten im vergangenen Jahr vorgestellt. Bei knapp 42 000 Betrieben und rund 164 000 Personen wurde kontrolliert, ob die in den Regulierungen vorgegebenen Löhne und Arbeitsbedingungen eingehalten werden. Als Resultat der Überprüfungen zählte man am Jahresende knapp 2500 Bussen und 741 Dienstleistungssperren gegen fehlbare Firmen oder Personen.

Was heisst das? Die Seco-Ökonomen ziehen aus ihrer Tätigkeit den Schluss, dass sich die flankierenden Massnahmen als Mittel gegen unerwünschte Auswirkungen der Personenfreizügigkeit bewährt hätten, die in der Schweiz geltenden Bedingungen würden von den meisten Unternehmen eingehalten. Der Gewerkschaftsbund dagegen fordert mehr Kontrollen und darüber hinaus zusätzliche Instrumente, damit die Kantone bei Verdacht auf Lohndumping rasch eine Arbeitseinstellung anordnen könnten. Zudem solle die Vergabe an Subunternehmen gleicher Art auf eine Stufe beschränkt werden. Ist das der normale Kontrast zwischen der Gewerkschaftssicht und der Haltung einer

Behörde, die den Arbeitsmarkt intakt halten soll?

Nein, denn im Grunde sind die Differenzen kleiner, als es zuerst scheint. Beide Seiten möchten die flankierenden Massnahmen weiterentwickeln. Das Seco erinnert an den «Aktionsplan Vollzugsverbesserung», den eine Arbeitsgruppe mit Vertretern der Sozialpartner, der Kantone und des Bundes seit Ende 2015 Schritt für Schritt voranbringt. Um die Wirksamkeit der Überprüfungen zu erhöhen, hat der Bund bereits die Schulung der Kontrollorgane gestärkt und die finanzielle Unterstützung der Kontrolltätigkeit in einzelnen Kantonen ausgebaut. Zudem hat Bundesrat Schneider-Ammann den Vorschlag auf den Tisch erhalten, die Zahl der angeordneten Kontrollen um 30 Prozent zu erhöhen. Die vom Gewerkschaftsbund verlangte stärkere Berücksichtigung von Risikoanalysen ist ebenfalls Teil des Aktionsplans.

Diese Fortschritte sind beunruhigend, weil die flankierenden Massnahmen mit jeder kleinen Abmachung, auch mit unverbindlichen Andeutungen, um eine kleine Faser verstärkt werden. Wenn viele solche Fasern zusammenkommen, kann unmerklich ein Seil daraus entstehen, das man dann nicht mehr zerreißen kann, wenn man sich plötzlich eingeschnürt fühlt. Mehr und mehr geht heute vergessen, dass die flankierenden Massnahmen eigentlich eine Ausnahmeerscheinung sein sollten, weil sie den Arbeitsmarkt vor Wettbewerb abschotten, wie dies jüngst auch der Think-Tank Avenir Suisse betont hat.

«Atypisch-prekäre Arbeitsverhältnisse»

Aber die Entwicklung ist in Fahrt, die FlaM-Argumente finden nun auch auf anderen Gebieten Eingang in die Diskussionen, etwa im Zusammenhang mit der Situation der über Fünfzigjährigen auf dem Arbeitsmarkt. Den Gewerkschaften schwebt da eine Art Schutz vor Kündigung oder Stützung der Löhne vor, um wenigstens die unwillkommene Erhöhung der Lebensarbeitszeit so stark als möglich zu flankieren. Und die neuesten Debatten drehen sich um den Übergang in die Welt der Digitalisierung. Was passiert, wenn die Automatisierung massenhaft Arbeitsplätze wegfeigt? Sozialpartner und Staatsvertreter versuchen an runden Tischen Varianten vorzudenken, von «atypisch-prekären Arbeitsverhältnissen» ist die Rede, und Forderungen nach dem Flankieren dieser Verhältnisse sind schon leise zu hören.



Digitale Welt.

Der Schaden ist angerichtet

Von Pierre Heumann — Medien werfen Donald Trump die Weitergabe streng vertraulicher Informationen an Russland vor. Beweise gibt es nicht. Allein die Mutmassungen schaden dem Kampf gegen den Terror.



Gefährdete Kooperation: Trump (l.), Lawrow.

Der Schuldige steht fest: Donald Trump. Er habe, schrieb die *Washington Post* zu Beginn dieser Woche, hochsensible Informationen an Russland weitergegeben. Beweise dafür gibt es zwar nicht; das Blatt zitiert «current and former U.S. officials» – gegenwärtige und ehemalige Beamte, ohne Namen zu nennen. Und welche Informationen Trump verraten haben soll, bleibt ebenfalls undurchsichtig. Die *Washington Post* spricht bloss davon, dass Trump seinen russischen Gästen Angaben zu den Terrorplänen des Islamischen Staats (IS) weitergeleitet habe und dass es um die Sicherheit in der Zivilluftfahrt gegangen sei. Dabei seien Hintergründe zum Laptop-Verbot in arabischen Ländern präsentiert worden, das erlassen wurde, um Attacker auf Passagierflugzeuge auszuschliessen.

So dürftig die Beweislage daherkommt und so unpräzise der Vorwurf formuliert ist: Laut ist der Chor der Empörten. Trump sei «naiv», meint ein Teroexperte, er sei «gefährlich», schreiben Journalisten. Dass Trumps Berater für die nationale Sicherheit, H.R. McMaster, Kritik und Vorwürfe zurückweist, geht unter. Informationen aus dem Weissen Haus werden von vornherein als unglaubwürdig dargestellt. Dass auch andere Präsidenten zu Beginn ihrer Amtszeit, zum Beispiel Barack Obama, Dinge ausgeplaudert haben, die sie besser für sich behalten hätten, ist vergessen und verziehen.

Klein ist die Zahl derjenigen, die zu Zurückhaltung aufrufen. Zu ihnen zählt US-Staranwalt Alan Dershowitz, gewiss kein Anhänger von Trump. Er hoffe, dass sich die Berichte in der Presse als falsch oder als übertrieben erweisen werden, sagt er gegenüber der *Weltwoche* und betont: «Noch ist ja nichts bewiesen.» (Siehe Interview auf Seite 50).

Offen war bei Redaktionsschluss auch, aus welchen Ländern die brisanten Informationen stammen, über die Russland ins Bild gesetzt worden sein mag. Gemäss allgemeinen Vermutungen soll es sich um Jordanien oder Israel handeln. Beide verfügen über beste Informationen zum Terrornetzwerk des IS. Beide hätten, so wurde in den letzten Monaten berichtet, Warnungen über geplante Terroranschläge an europäische und amerikanische Geheimdienste weitergeleitet – und so Blutvergiessen verhindern können.

Diese Kooperation ist jetzt gefährdet. Denn letztlich ist es gar nicht wichtig, ob die Vorwürfe stimmen oder nicht, ob Trump also tatsächlich höchst vertrauliche Informationen preisgegeben hat oder nicht. Der Schaden ist angerichtet. Denn die Geheimdienste, die mit den Nachrichtendiensten in den USA Informationen über die Terrororganisation IS austauschen, könnten ihre neuesten Erkenntnisse künftig weniger grosszügig an Amerika weitergeben.

Denn sie könnten befürchten, zu Recht oder nicht, dass das Ergebnis ihrer Recherchen an eine falsche Adresse gelangt. Besonders israelische und jordanische Spione dürften sich zurückhalten. «Wenn unsere Erkenntnisse nach Moskau gelangen, machen wir nicht mehr mit», werden sie sich sagen. Denn Russland unterstützt Syriens Herrscher Baschar al-Assad und arbeitet eng mit dem iranischen Regime zusammen; beide gehören nicht gerade zu den Lieblingen Jerusalems, Ammans und weiter Teile der arabischen Welt.

Zögern werden die nahöstlichen Agenten auch deshalb, weil sie befürchten, dass die Namen ihrer Informanten nicht mehr geschützt sind. Es ist zwar völlig ungewiss, ob Moskau etwas über die Quellen erfahren hat, aus denen die Informationen stammen. Entscheidend ist, was von fast allen US-amerikanischen Leitmedien als «Wahrheit» präsentiert wird. Mit der fatalen Folge, dass Informationen möglicherweise zurückgefahren und der Kampf gegen den IS-Terror erschwert werden könnte.

Mehr zum Thema: Seite 50

Zu viel Edelweiss

Von Peter Keller — Jodelnde Rumänen überholen kanariengelbe Schweizer.

Am Wochenende wurde wieder der Sieger des Eurovision Song Contest (ESC) gekürt, in einem Meer aus Bühnenfeuerwerk, farbigen Rüschen und kreischenden Männern im Publikum. Auch dieses Jahr scheiterte der Schweizer Beitrag schon in der Vorausscheidung. Die Schmach komplett machten die Rumänen, die im Halbfinal jodelnd an unserer kanariengelben Sängerin vorbeizogen und in der Endausmarchung auf dem siebten Platz landeten. Beim Televoting kam «Yodel It!» sogar in die Top Five.

Einen solchen Song hätte auch der Schweizer Mundart-Popsänger Trauffer problemlos abliefern können. Aber da ist zu viel Edelweiss und Heimat drin – und wahrscheinlich auch zu viel Massenerfolg. Verschiedene Radiosender, darunter SRF3, meiden seine Hits wie «Sennesinger» oder «Heiterefahne». Auch beim diesjährigen ESC wirkte eine Jury als Aufpasserin, dass der Geschmack der Fernsehzuschauer in die (politisch) korrekten Bahnen gelenkt wurde. Der australische Schnulzen-Aborigine Isaiah Firebrace erhielt vom Publikum gerade mal zwei Pünktchen. Die Jury hievte ihn mit ihren 172 Zusatzpunkten auf Platz neun. Die Multikultiffassade war gerettet.

«No-ESC-Abkommen» mit Deutschland

Wie weiter? Die Schweiz sollte ihr Anfang Jahr mit Deutschland abgeschlossenes Nicht-Spionageabkommen ausdehnen. Unser Nachbar kam im Eurovision-Song-Contest-Finale



«Yodel It!»: Rumäniens Ilinca und Alex Florea.

auf mickrige sechs Punkte und leidet am europäischen Liebesentzug wie wir an unserer Unfähigkeit, auf grossen Showbühnen zu bestehen. Mit dem «No-ESC-Abkommen» würden sich die Schweiz und Deutschland gegenseitig verpflichten, nicht mehr an diesem Gesangswettbewerb teilzunehmen.

Personenkontrolle

Kipfer, Behring, Pesenti, Noser, Gattiker, Fasel, Rime, Schneider-Ammann, Bigler, Zhezhu, Ineichen-Fleisch, Rutz, Nicolet, Chevalley, Broulis, Köppel, Walter-Borjans, Kraft, Zanetti, Zeman, Putin u. a.

Auch dieses Jahr wird an der Tagung der «Schweizerischen Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie» beim Bundesstrafgericht in Bellinzona unter dem Vorsitz des Gerichtspräsidenten **Daniel Kipfer** eine hochkarätige Runde von Strafrechtlern erwartet. Zumal der zweitägige Anlass unter dem Motto «Die Funktion der Justizberichterstattung in der direkten Demokratie» steht, finden sich auch einige Big Shots aus der einschlägigen Journalistenszene unter den Gästen. Doch der in der breiten Öffentlichkeit wohl prominenteste Name kommt aus einer anderen Branche: Finanzjongleur **Dieter Behring**, der von ebendiesem Gericht im letzten Herbst wegen gewerbsmässigen Betrugs zu fünfeinhalb Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Das heisst: Behring war auf der Gästeliste, wurde aber kürzlich gestrichen, obwohl er die fünfzig Franken Teilnahmegebühr bereits bezahlt hatte. Mit seinem E-Mail vom 11. Mai 2017 lud ihn Gerichtspräsident Kipfer wieder aus. Begründung: Die Tagung richte sich an Fachpersonen aus Wissenschaft, Medienszene und Justiz – und zu dieser Gruppe gehöre Behring nicht. Dieser findet das ungerrecht. Vor dreizehn Jahren hat die Bundesanwaltschaft das zurzeit beim Bundesgericht hängige Monsterverfahren gegen ihn eröffnet. In diesen dreizehn Jahren sei er zum Experten geworden, reklamiert Behring, sowohl für Medien- wie auch für Justizfragen. (axb)

Nach dem Millionenboni-Debakel rund um Verwaltungsratspräsident **Urs Rohner** und CEO **Tidjane Thiam** rüstet die Credit Suisse personell auf. Neu in den Verwaltungsrat der CS Schweiz AG wurde die ehemalige SP-Staatsrätin **Patrizia Pesenti** gewählt. Dass ausgerechnet eine Sozialdemokratin mit einem solchen Posten in der «Bastion des Freisinns» (Finews.ch) bedacht wurde, sorgt in der Branche für Stirnrünzeln. Die politische Einbindung hat offenbar System. Bereits im März wurde der Zürcher Ständerat **Ruedi Noser** in den Verwaltungsrat der Credit Suisse Asset Management (Schweiz) AG berufen. Noser, einer der prominenten Unterstützer des milliardenteuren Energiesubventionsgesetzes, gehört immerhin auf dem Papier der FDP an. (kep)



Auf nach China: SVP-Nationalrat Rime.



Samtene Grillhandschuhe: Ineichen-Fleisch.



Zweiticket: Grünliberale Chevalley.



Grandios politisch inkorrekt: Zeman (l.), Putin.

Im Juni vergibt die Schweizer Hilfsorganisation Caritas ihren «Prix Caritas 2017». Der Preisträger bekommt 10 000 Franken für herausragende Leistungen «im Bereich des Sozialen, in der Entwicklungszusammenarbeit oder in der interkulturellen Verständigung». Die Laudatio hält Staatssekretär **Mario Gattiker** vom Staatssekretariat für Migration (SEM). Die Caritas wiederum profitiert von millionenschweren Aufträgen in der Asylbetreuung und der Entwicklungshilfe. Der Bund zahlt allein 11,1 Millionen Franken sogenannte «Programmbeiträge». Dass sich der Caritas-Direktor und ehemalige CSP-Nationalrat **Hugo Fasel** auch sonst zu helfen weiss, zeigt die Tatsache, dass gleich beide Töchter auf der Lohnliste des Hilfswerks stehen. (kep)

Der Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbands (SGV), **Jean-François Rime**, setzt auf Quantität. Was liegt also näher, als mit China anzubandeln? Unlängst hat SVP-Nationalrat Rime im Beisein von Wirtschaftsminister **Johann Schneider-Ammann** (FDP) und SGV-Direktor **Hans-Ulrich Bigler** (FDP) in Bern eine Delegation der «All-China Federation of Indus-



Plötzlich Justizexperte: Financier Behring.

try and Commerce» (ACFIC) empfangen. Das ist nicht unerheblich, weil der in die Schweiz gereiste ACFIC-Vizepräsident **Quan Zhezhu** dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Chinas angehört. Zudem vertritt besagter Verband unbescheidene 6,4 Millionen chinesische Unternehmen (nicht Personen). Zwecks Vertiefung der bilateralen Kontakte wird SGV-Präsident Rime höchstpersönlich eine Schweizer Reisegruppe anführen, die im August die unendlich grosse KMU-Wirtschaft Chinas studieren will. Die Schweizer KMU-Delegation ist allerdings auf zwanzig Personen limitiert. (rz)

Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, Preisträgerin, meidet kritische Geister. Am letzten Donnerstag hätte die Chefin des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) in Zürich aus den Händen von Nationalrat **Gregor Rutz** (SVP), Präsident der IG Freiheit, den «Rostigen Paragraphen» entgegennehmen sollen. Damit wollte die IG Freiheit den Bemühungen des Seco um die Regulierung von Grill- und Ofenhandschuhen Rechnung tragen. Doch Ineichen-Fleisch blieb dem Anlass fern – und verpasste damit die Mög-

lichkeit, die versammelten Regulierungsskeptiker doch noch davon zu überzeugen, dass die Schweiz bei der Zertifizierung von Grill- und Ofenhandschuhen mit der EU gemeinsame Sache macht. (fsc)

SVP-Nationalrat **Jacques Nicolet** und die Grünliberale **Isabelle Chevalley** wollen am Sonntag mit einer gemeinsamen Liste die Stichwahl um den Waadtländer Staatsrat bestreiten. Fünf von sieben bisherigen Amtsinhabern haben die Wiederwahl im ersten Wahlgang geschafft. Das beste Resultat erzielte dabei **Pascal Broulis** von der FDP. Über das ungewöhnliche Zweier-ticket gab Chevalley zu Protokoll: Sie verbünde sich mit SVP-Nationalrat Nicolet und nicht etwa mit SVP-Nationalrat **Roger Köppel**. (hmo)

Norbert **Walter-Borjans** (SPD), Kavallerist aus Nordrhein-Westfalen, steht vor dem politischen Aus. Anders als manch ein Minister aus dem Kabinett der abgewählten Ministerpräsidentin **Hannelore Kraft** (SPD) hat sich der Finanzminister nicht sicherheitshalber für das Parlament aufstellen lassen – und steht nun ohne Amt da. Zuletzt war er mit markigen Sprüchen in der Spionage-Affäre um den Schweizer Nachrichtendienst aufgefallen. «Da soll nochmal einer sagen», kommentierte SVP-Nationalrat **Claudio Zanetti** lakonisch, «unser Geheimdienst taugt nichts.» (fsc)

Der tschechische Staatspräsident **Milos Zeman** ist ein sperriger Typ, der in keine Schublade passt. Vor allem ist er grandios politisch inkorrekt. So sehr, dass sogar sein ebenfalls nicht gerade weichgespülter russischer Amtskollege **Wladimir Putin** mässigend eingreifen musste. Bei einem jüngsten Treffen empörten sich die beiden über lästige Journalisten. «Alle liquidieren», riet Zeman. «Aber, aber», beruhigte Putin. Es reiche, sie «zurechtzustutzen». (ky)

Nachruf



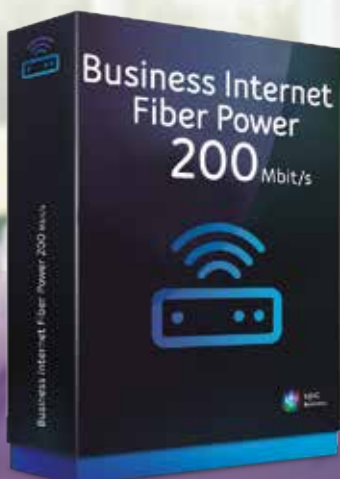
Kritischer Mahner: Ökonom Meltzer.

Allan Meltzer (1928–2017) — Als Professor an der Carnegie Mellon University in Pittsburgh gehörte Allan Meltzer jener Institution an, die im Bereich Ökonomie bisher die meisten Nobelpreisträger stellte. Er selbst erhielt diesen Preis nicht, obwohl er zusammen mit Karl Brunner für die Geldtheorie und Geldpolitik wichtige Beiträge leistete. Man kann darüber spekulieren, ob die Nichtprämierung damit zusammenhängt, dass er ein unbequemer Ökonom war. Mit seiner Kritik an der aktivistischen Geld- und Fiskalpolitik und an der gängigen Lehrmeinung machte er sich in den 1970er Jahren bei vielen unbeliebt. Als ich 1986 am Konstanzer Seminar das neue geldpolitische Konzept der Schweiz vorstellte, wurde ich

vor Allan Meltzer gewarnt. Ihm ging der Ruf voraus, dass er ihm nicht zusagende Referate unerbittlich zerzausen konnte. Doch Kritik blieb aus: es der Anfang einer lebenslangen Freundschaft. Vielleicht blieb sie aus, weil in unserem Konzept viele Ideen von ihm und Brunner steckten. Die Theorien machten sich später auch andere Notenbanken zu eigen. Aufgrund des damit erzielten Erfolgs bei der Inflationsbekämpfung stieg auch die Akzeptanz von Brunner und Meltzer in den akademischen Kreisen.

Mit seiner Forschung wollte Allan Meltzer bessere Grundlagen für die Wirtschaftspolitik schaffen. Er war überzeugt, dass die bestehenden Erkenntnisse in der Ökonomie für eine aktivistische Wirtschaftspolitik nicht ausreichten. Die Wirtschaftspolitik sollte sich auf das Setzen von möglichst wenigen Richtlinien beschränken. Denn nur in einer offenen und marktwirtschaftlichen Gesellschaft könnten Innovationen, Fortschritt und Wohlstand gedeihen. Dafür war die Schweiz, die Allan Meltzer liebte und immer wieder besuchte, ein gutes Beispiel. Für ihn war die Dominanz politischer Ideen in der Wirtschaftspolitik schädlich. Als er den deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl vor den wirtschaftlichen Folgen eines Euro warnte, sagte dieser, dass der Euro keine wirtschaftliche, sondern vor allem eine politische Angelegenheit sei. Das sei schon möglich, antwortete Allan Meltzer, doch die enormen Kosten der Einheitswährung müssten die Bürger tragen. Mit dem Tod von Allan Meltzer hat die Wirtschaftspolitik einen grossartigen Ökonomen und einen kritischen Mahner verloren. *Kurt Schültknecht*

Arbeiten auf der Überholspur: das superschnelle Business Internet Fiber Power.



Nur **99.–**
pro Monat

Modem
kostenlos



upc.ch/business | Zur Überholspur
044 577 77 99



NEU

Sehr beweglich

Von Hubert Mooser — Bundesrätin Doris Leuthard gilt als Sympathieträgerin im Bundesrat. Jetzt steht sie mit ihrer Energiestrategie vor der wichtigsten Abstimmung ihrer Laufbahn. Wer ist die Frau, die heute niemand mehr als «kleine Scheidungsanwältin» aus der Provinz belächelt?



Ungekrönte Königin: Doris Leuthard.

In den letzten Wochen war Doris Leuthard so viel und so intensiv unterwegs wie kaum zuvor. Die Bundespräsidentin und Energieministerin weibelt für die wohl wichtigste Abstimmung ihrer politischen Laufbahn. Die Energiestrategie 2050 soll ihr umweltpolitisches Vermächtnis werden und die Schweiz in die Energiezukunft katapultieren. Es werde «schon langsam etwas viel», gestand Leuthard dem Schweizer Fernsehen, das sie vergangene Woche begleiten durfte. Dann nahm sie sich eine Auszeit und verreiste nach China ans Seidenstrasse-Gipfeltreffen.

Viele Abstimmungssiege hat die Aargauer Bundesrätin bereits errungen. Aber Leuthard weiss: Wenn sie die Abstimmung zur Energiestrategie 2050 verliert, zählen alle anderen Erfolge nicht mehr viel. Anfänglich sah es nach einem Start-Ziel-Sieg aus. Jetzt ist das Rennen wieder offen. «Es wird knapp, aber es sollte reichen», prognostiziert der frühere CVP-Präsident Christophe Darbellay, heute Walliser Staatsrat.

Belächelt und verspottet

Die Politikerin, über die der frühere Arbeitgeberpräsident Peter Hasler vor ihrer Wahl in den Bundesrat sagte, ihre Wirtschaftskennnisse genühten nicht einmal für einen mittleren Kaderjob bei einer Bank, die von Gegnern als «kleine Scheidungsanwältin» verspottet wurde, hat sich längst als eine Art ungekrönte Königin im Bundesrat etabliert. Keiner kommt an ihr vorbei. Wenn der Ständerat die Altersreform 2020 von Alain Berset umkrempelt, spricht sich der SP-Bundesrat zuerst mit Leuthard ab, ob er die veränderte Vorlage dem Bundesrat noch einmal vorlegen solle. Insider sagen, Leuthard bewege sich derart geschickt, dass man den Eindruck habe, die CVP habe mehrere Vertreter in der Landesregierung.

«Leuthards Geheimrezept ist ihre bis heute ungebrochene Strahlkraft», konstatiert ihr politischer Weggefährte Reto Nause. Ob bei einer CVP-Versammlung in Hinterkappelen oder auf dem internationalen Parkett: Stets bemüht sie sich, *bella figura* zu machen. Sie mag feine Stoffe. Sie kleidet sich gerne in edle Stücke des St. Galler Modehauses Akris. Sie ist dreisprachig und punktet in allen Sprachregionen. Sie besitzt ein stabiles Selbstbewusstsein und hat nach einem langen und anstrengenden Tag noch genug Luft, um Unentschlossene abends bei einem Glas Wein mit Charme auf ihre Linie einzuschwören.

Wenn sie in die Defensive gedrängt wird, wird Leuthard giftig. Nichts hasst sie mehr als Widerspruch aus den eigenen Reihen, wie Ex-Parteichef Christophe Darbellay ihn zu äussern pflegte. Legendar sind die Kämpfe, die sich Leuthard und Darbellay in den Fraktions-sitzungen öfter lieferten. Mit dem neuen Parteichef Gerhard Pfister versteht sie sich besser. Anfänglich hatte Leuthard Bedenken. Bei ei-

nem Nachtessen habe man sich dann ausgesprochen, sagt der CVP-Präsident. Seither klappe die Zusammenarbeit. Als Leuthard in Rom den Papst besuchte, nahm sie Pfister mit.

Bei Anruf Bundesrätin

Ihre Bundesratskarriere wurde am 27. April 2006 eingeläutet: Morgens um sieben Uhr klingelt bei Doris Leuthard das Telefon. Am anderen Ende meldet sich CVP-Bundesrat Joseph Deiss. Er habe sich zum Rücktritt entschlossen, sagt der Freiburger Bundesrat. Leuthard gilt zwar als Kronprinzessin für die Deiss-Nachfolge. Aber der Rücktritt des Wirtschaftsministers kommt ein bisschen früh für sie. Sie ist erst seit eineinhalb Jahren Parteichefin und muss sich nun bereits entscheiden, ob sie als Bundesrätin kandidieren soll. Einen Tag später nehmen ihr die Medien die Entscheidung ab. Leuthard wird als haushohe Favoritin gehandelt.

Der Freiburger CVP-Ständerat Urs Schwaller und sein Schwyzer Ratskollege Bruno Frick schielen ebenfalls auf das Amt. Leuthard hält dem parteiinternen Druck stand. Mit Generalsekretär Nause hat sie einen engen Verbündeten aus alten Aargauer Tagen in der Zentrale. Er

«Es war schon famos, zuzusehen, wie sie alle um den Finger gewickelt hat.»

zieht die Fäden und schwört die Partei auf eine Einerkandidatur ein. Die Rechnung geht auf. Doris Leuthard kann am Vorabend ihrer Wahl mit SVP-Nationalrat Bruno Zuppiger und anderen Parlamentariern entspannt nach Stuttgart reisen – ans Eröffnungsspiel der Schweiz im Rahmen der Fussball-Weltmeisterschaften.

So beginnt die Bundesratskarriere von Doris Leuthard. Die hektischen Wochen vor ihrer Wahl sind längst Geschichte. Aber wer heute über die Hartnäckigkeit und den langen Schnauf staunt, den Leuthard bei ihren Vorlagen und jetzt bei der Energiestrategie 2050 an den Tag legt, findet hier das Muster. «Wenn sie etwas will, dann zieht sie alle Register», sagt der Walliser Nationalrat Yannick Buttet.

Nach dem Atomunglück im fernen Fukushima 2011 ist die bekennende Kernkraftbefürworterin Doris Leuthard wochenlang hin und her gerissen (siehe Artikel S.18). Aber als sie überzeugt ist, dass sie für den Atomausstieg bei den Räten eine Mehrheit finden würde, schaukelt sie die Vorlage durchs Parlament. «Es war schon famos, zuzusehen, wie sie alle um den Finger gewickelt hat», erinnert sich der frühere CVP-Ständerat René Imoberdorf.

Sozial eingemittelt

Leuthard wuchs im «schwarzen Erdteil» des Kantons Aargau auf, wie der grüne Alt-Nationalrat und Historiker Josef Lang das katholische Freiamt umschreibt. Lang kommt selber

von dort und kennt die Verhältnisse bestens. Als Leuthard 1961 auf die Welt kam – während des Zweiten Vatikanischen Konzils –, habe sich das katholische Milieu bereits in Auflösung befunden, erklärt der Historiker. Dieser Hintergrund erkläre die Hauptstärke und die Hauptschwäche Leuthards. Lang bezeichnet Leuthard als ideologisch und politisch «sehr beweglich». In sozialer Hinsicht stamme sie weder aus dem katholischen Bauernmilieu noch aus dem katholischen Bildungsbürgertum wie Parteichef Gerhard Pfister. Sie sei von Haus aus «sozial eingemittelt». Ihr Vater war Gemeindeschreiber und CVP-Grossrat. Die Mutter Wirtin.

Sehr früh weiss sie schon, wohin sie will. In der vierten Primarklasse schreibt Leuthard einen Aufsatz: «Wenn ich gross bin, werde ich Nationalrätin.» Sie geht nicht an ein katholisches Kollegium, sondern an die säkulare Kantonsschule Wohlen. Das Rechtsstudium absolviert sie an der Universität Zürich und nicht, wie es in katholisch-konservativen Kreisen üblich ist, an der Universität Freiburg. Dann geht es zurück nach Merenschwand, in ein Einfamilienhaus direkt neben den Eltern, wo der Vater Bauland für seine Kinder gekauft hat. Nebenan wohnt ein Bruder. Doris Leuthard ist die einzige Tochter neben drei Söhnen.

Ihren Ehemann Roland Hausin, einen gelernten Chemiker, lernt sie schon mit achtzehn Jahren kennen, als sie anlässlich einer Wanderdisco in der Region die Kasse hütet. In der Nachbargemeinde Muri hat sie ihr Anwaltsbüro. Politisch startet sie durch. 1997 sucht die Partei Grossratskandidatinnen. «Es gab nicht viele Frauen, die das wagten und in Frage kamen», wird sie später sagen. Leuthard lässt sich für den letzten Listenplatz überreden und gewinnt mit der besten Stimmenzahl.

Weil sie oft allein unterwegs ist und ihr Mann eher als häuslicher Typ gilt, wird im Aargau bald über Affären getuschelt. «Wenn es nicht mehr drinliegt, dass ich mit jemandem zum Nachtessen gehe, dann ist das eine Einschränkung meiner persönlichen Freiheit, die ich mir nicht nehmen lasse», kontert sie die Angriffe.

1999 kandidiert Leuthard für den National- und gleichzeitig für den Ständerat. Sie verpasst die Wahl ins Stöckli knapp, zieht aber mit dem besten Nationalratsergebnis der Partei in die Grosse Kammer ein. Der Mann, der im Hintergrund ihren Wahlkampf orchestriert, ist der damalige Aargauer CVP-Sekretär Nause. Er zieht mit Leuthard durch Aargauer Beizen und verteilt Beutel mit der Aufschrift «Duschbad – erfrischender Aargau». Die Beutel sind mit Leuthards Konterfei geschmückt. Flugs bastelt die *Aargauer Zeitung* daraus den Spruch: «Duschen mit Doris».

Nun geht es Schlag auf Schlag. Sie wird Vizepräsidentin der CVP. Als Bundesrätin Ruth

>> Fortsetzung auf Seite 19

Salto rückwärts

Innerhalb von Tagen mutierte «Atom-Doris» im Frühling 2011 zur Ikone der Energiewende. Dahinter steckte keine tiefere Einsicht, sondern parteipolitisches Kalkül. Von Alex Baur

Am 26. März 2011, zwei Wochen nach dem GAU von Fukushima, warnte Energieministerin Doris Leuthard (CVP) in einem Interview mit der Zeitung *Bund* eindringlich vor einem Panikentscheid: «Ohne die Konsequenzen genau zu kennen, ist es leichtsinnig, zu verlangen, dass die Schweiz auf Kernenergie verzichten soll.» Und weiter: «Ohne grosse Gaskraftwerke geht es nicht. Man kann nicht den Verzicht auf Kernenergie fordern und gleichzeitig sagen, dass in der Schweiz kein zusätzliches Treibhausgas ausgestossen werden soll.»

Zwei Monate später, am 25. Mai 2011, verkündet der Bundesrat den Atomausstieg. Gemäss einer eilends vom Bundesamt für Energie (BfE) und vom Büro Prognos zusammengestapelten Blitzstudie soll die «Energiewende» mit Sparen und Alternativstrom nun doch plötzlich möglich sein. Es ist die Grundlage der Energiestrategie 2050, über die am kommenden Wochenende abgestimmt wird.

Wie durchsickerte, hatten die vier Frauen im Bundesrat (Sommaruga, Calmy-Rey, Widmer-Schlumpf, Leuthard) ihre drei bürgerlichen Kollegen überstimmt. Die bis dahin wegen ihrer positiven Haltung zur Kernenergie als «Atom-Doris» apostrophierte Aargauerin sorgte nicht nur für den Stichtentscheid. Leuthard gab der Energiewende ein Gesicht.

Leuthards wunderliche Wandlung fügt sich nahtlos in den Werdegang einer Politikerin ein, die ihre Haltung stets der vorherrschenden Strömung anpasste. Bis Anfang 2011 stand die CVP, insbesondere im atomfreundlichen Aargau, klar für die Erneuerung der bestehenden Kernkraftwerke ein. Nach der Kernschmelze im fernen Fukushima kam es zu einer politischen Kettenreaktion, die in wenigen Tagen alles auf den Kopf stellte. Nicht dass der Fukushima-GAU irgendwelche neuen Erkenntnisse gebracht hätte. Leuthards Salto rückwärts basiert auf parteipolitischem Kalkül.

1 — Anfang 2011 verbuchten die neuformierten Grünliberalen (GLP) auf kantonaler Ebene für Schweizer Verhältnisse spektakuläre Erfolge, die vor allem auf Kosten der Mitteparteien FDP und CVP gingen. Allein im Kanton Zürich erreichten die



Etikett für den Fassadenwechsel: Leuthard, 2011.

eingemitteten Grünen dank dem «Fukushima-Effekt» auf Antrieb einen Wähleranteil von 10,3 Prozent. Dass die GLP auch bei den anstehenden nationalen Wahlen punkten würde, war absehbar.

2 — Nur drei Tage nach der Kernschmelze in Japan dekretierte Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) am 14. März 2011 ebenfalls im Zuge eines Wahlkampfes die sofortige Stilllegung von acht der siebzehn deutschen AKW.

3 — Der mediale Hype war überwältigend. Namentlich der staatsnahe Rundfunk (SRF) und der Ringier-Konzern heizten die Stimmung mit einer einseitigen und streckenweise hysterischen Berichterstattung an. Der *Blick* fabulierte von «nuklearem Schnee» und «Todeszonen» in Japan. Als klar wurde, dass es in Fukushima keine einzige lebensbedrohliche Verstrahlung gab, verlagerte der *Blick* die Kampagne auf die angeblich gefährlichen Schweizer AKW.

4 — Nach dem Rausschmiss aus der SVP brauchte Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (neu BDP) für die anstehende Wiederwahl den Support der Linken. Der Atomausstieg war der Preis, den sie dafür zahlte. Dieselben BDP-Exponenten, allen voran Parteipräsident Hans Grunder, die im Februar 2011 erfolgreich für den Neubau des KKW Mühleberg geworben hatten, profilierten sich zwei Monate später als Vorreiter des Atomausstiegs.

Kapitulation der Stromriesen

Neben Grunder war CVP-Präsident Christophe Darbellay der Drahtzieher der Energiewende. Seit den 1990er Jahren befindet sich seine Par-

tei auf Schrumpfkurs. Das katholische C, das die heterogene Partei einst zusammenhielt, erwies sich zusehends als Störfaktor. Das Motto «Kühe, Kinder, kochende Männer» (*Blick*), mit dem die CVP ins Wahljahr 2011 gestiegen war, sorgte nur noch für Spott. Die Energiewende nach merkelschem Vorbild, aber vertagt ins ferne Jahr 2050 – das war der Stoff, von dem sich das Walliser Polit-Schlitzohr Darbellay eine Trendwende für seine Partei erhoffte. Die volksnahe, stets frisch wirkende und diskret von der «Atom-Doris» aus dem Aargau zur grünen Visionärin geläuterte Leuthard war exakt das richtige Etikett für den Fassadenwechsel der CVP.

Zwischen Grunder und Darbellay entwickelte sich ein eigentliches Wettrennen um die Führungsrolle bei der Energiewende im Parlament. Über seinen Walliser Parteikollegen Roberto Schmid – ein No-Name in Energiefragen – lancierte Darbellay Mitte April 2011 eine Motion, die zur Grundlage der Wende werden sollte. Der Vorstoss war angeblich nicht einmal mit Leuthard abgesprochen.

Bundesrätin Leuthard, die Anfang 2011 das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) von Moritz Leuenberger (SP) übernahm, hatte sich zuvor kaum als Energiepolitikerin profiliert. Und sie tat gut daran, die Verkündung der Wende anderen zu überlassen. Vor allem in den traditionell atomfreundlichen Kantonen Aargau und Solothurn musste manch ein altgedienter Christdemokrat mehr als einmal leer schlucken, als Darbellay die Partei so unverhofft auf seinen Anti-Atom-Kurs einschwor.

Entscheidend für Leuthards Spitzkehr dürfte eine Aussprache mit den Vertretern der Stromriesen gewesen sein, die bereits am 22. März 2011 stattgefunden hatte. Dem Vernehmen nach hielt nur der wenige Monate später gefeuerte Alpiq-Chef Giovanni Leonardi an den Atomplänen fest. Heinz Karrer von der Axpo dagegen gab sich pessimistisch. Aus seiner Sicht waren Kernkraftwerke neben der Wasserkraft zwar die sicherste und sauberste Stromquelle. Wegen der politischen Unwägbarkeiten und der aufwendigen und langen Projektierungs-, Bewilligungs- und Bauphasen erachtete er den geplanten Ersatz der bestehenden Kernkraftwerke durch modernere und grössere Anlagen für unrealistisch.

Aus wirtschaftlicher Sicht war die Kapitulation der Stromriesen nachvollziehbar. Im Zuge der Krise von 2008 waren die Strompreise eingebrochen. Das billige Fracking-Erdgas in den USA, die tiefen Kohlepreise und der bisweilen sogar zu Negativpreisen verschleuderte deutsche Flatterstrom von Wind und Sonne verhinderten eine Erholung des Marktes. Die Schweiz konnte mit den Billigimporten nicht mehr mithalten. Ob Atom, Wasser oder Gas –

ein Neubau von Kraftwerken war auf abschbare Zeit nicht rentabel. Vor diesem Hintergrund boten die reichdotierten Subventionsprogramme und planwirtschaftlichen Eingriffe der Energiestrategie 2050 den Elektrizitätswerken eine willkommene Alternative.

Profiteure auf allen Seiten

Entscheidend war auch das schnelle Einknicken der Freisinnigen. Bereits drei Tage nach der Kernschmelze von Fukushima liess die FDP per Communiqué verlauten: «Es zeichnet sich ab, dass der Ersatz von Kernkraftwerken kaum noch mehrheitsfähig ist.» Zu einer klaren Position konnte sich die in der Atomfrage tief gespaltene FDP bis heute nicht durchringen. Es ist derselbe Riss, der auch in der Wirtschaft zu beobachten ist: Profiteure der Förderprogramme halten sich die Waage mit den Nettozahlern. Um einen überstürzten Atomausstieg zu verhindern, einigte man sich schliesslich auf ein halbherziges Lippenbekenntnis für den langfristigen Ausstieg.

Blieb noch die SVP, die als einzige Partei Atomausstieg und Energiewende konsequent ablehnte, allerdings auf Sparflamme. Und das mit gutem Grund. Auch in der Bauern- und Gewerbspartei gibt es etliche Profiteure, die mit den milliardenschweren Subventionen und Bauaufträgen liebäugeln, die ihnen Leuthards 33-Jahres-Plan verspricht.

Im Juni 2011 traf sich der Nationalrat zu einer Sondersession, bei der ein Grundsatzentscheid über die Energiezukunft des Landes gefällt werden sollte. Seltsamerweise wurde die zentrale Frage kaum diskutiert: Sollte sich die Schweiz wirklich von der Kernenergie verabschieden, mit der sie über ein halbes Jahrhundert nur gute Erfahrungen gemacht hatte und die, frei von Abgasen, 40 Prozent ihrer Stromversorgung deckt? Sollte man nicht wenigstens zweispurig fahren?

Doch der Atomausstieg war längst entschieden, ausgehandelt in den Hinterzimmern von Parteistrategen. Es ging nur noch um Zukunftsprognosen und Sparszenarien, die auf dem Papier wunderbar aufgehen mögen. Die Praxis wird sich kaum an die Vorgaben der Planer halten. Doch jeder wusste insgeheim: Im Jahr 2050 wird sich kein Mensch mehr an die Versprechen und Prognosen der Politiker aus dem Jahr 2011 erinnern.

Darbellsays parteipolitische Strategie scheiterte bereits im Herbst 2011: Die gewendete CVP fuhr eine historische Wahlniederlage ein. ○

>>> Fortsetzung von Seite 17

Metzler 2003 abgewählt wird, steckt die Partei in der Krise. Präsident Philipp Stähelin tritt zurück. Schnell fällt die Wahl auf die allseits kompatible Doris Leuthard. Sie soll die CVP aus dem Tief holen. Leuthard überlegt lange und übernimmt den Job.

Sie ist die neue Hoffnungsträgerin der Partei, kann es gut mit den Leuten, drückt sich volksnah aus. Ihr sonniges Gemüt und ihr führerisches Lächeln üben eine magnetische Anziehungskraft aus. Die etwas verstaubt wirkende Partei hat wieder Erfolg. In der kurzen Zeit ihrer Präsidentschaft geht es der bis dahin arg gebeutelten CVP so gut wie schon lange nicht mehr. Bei Wahlen in den Kantonen kann sie leicht zulegen. Alle sprechen vom Leuthard-Effekt. Als Deiss das Handtuch wirft, greift die Kronprinzessin nach der Krone.

Auch im Bundesrat punktet sie rasch. Sie weiss, wie sie bei den anderen Regierungsmitgliedern Goodwill schaffen kann. Doris Leuthard bäckt Geburtstagskuchen für Pascal Couchepin (FDP), geht mit dem damaligen Infrastrukturminister Moritz Leuenberger (SP) und Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP) abends auswärts essen und mischt sich vor allem nicht in die Machtkämpfe der Alphonse Couchepin und Blocher ein. Das zahlt sich aus. Anders als Deiss lässt der Bundesrat Leuthard gewähren.

Mutig holt sie als Wirtschaftsministerin Serge Gaillard, Spitzenfunktionär des Gewerkschaftsbundes, ins Staatssekretariat für Wirtschaft. Als das hohe Preisniveau in aller Munde ist, greift sie instinktiv nach dem Thema. Leuthard treibt die Einführung des Modells Cassis de Dijon – trotz Widerständen im Parlament – zügig voran. Das Cassis-de-Dijon-Prinzip bedeutet: Alle Produkte, die in der EU zum Verkauf zugelassen sind, dürfen automatisch auch in der Schweiz verkauft werden. Die Vorlage soll zu ihrem Gesellenstück als Wirtschaftsministerin werden. «Das bringt tiefere Preise», verspricht sie. Tatsächlich hat die Vorlage nie jene Resultate gebracht, die sich Leuthard davon versprochen hatte.

Dauerfehde mit Calmy-Rey

Während Leuthard mit ihren Amtskollegen leidlich *kutschiert*, ficht sie mit SP-Bundesrätin Micheline Calmy-Rey eine Dauerfehde aus. Der Streit dreht sich um die Besetzung des damaligen Integrationsbüros, bei dem Wirtschaftsministerin Leuthard und Aussenministerin Calmy-Rey gemeinsam das Sagen haben. 2010, im ersten Präsidentschaftsjahr Leuthards, eskaliert der Krach – als Folge einer Geisellaffäre. Libyens Herrscher hatte die zwei Schweizer Max Göldi und Rachid Hamdani über Monate festgehalten. Es gab Befreiungspläne. Calmy-Rey managte das Geschäft. Als Leuthard später vor den Medien bekanntgab, der Gesamtbun-

desrat habe von diesen Plänen nichts gewusst, kam es zum offenen Streit zwischen den beiden Bundesrätinnen.

2010 wechselt Doris Leuthard ins Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek). Ihre Position im Bundesrat wird durch die Bedeutung ihres neuen Departementes stärker. Anders als Leuenberger fokussiert Leuthard nicht ausschliesslich auf den öffentlichen Verkehr. Sie ist eher der Autofreak und zielt sich nicht, mit dem Gemahl auf deutschen Autobahnen den neuen BMW zu testen. Die bürgerlichen Vertreter im Parlament atmen auf.

Alle glücklich machen

Leuthards politisches Leitmotiv könnte man vielleicht so umschreiben: Sie will alle glücklich machen. So präsentierte sie eine Vorlage für die Bahnlobby zum weiteren Ausbau und Unterhalt der Bahninfrastruktur. Und sie tat, was der Strassenlobbyist und TCS-Chef Niklaus Lundsgaard-Hansen nach Leuthards Wechsel ins Uvek gefordert hatte: mehr Geld für neue Strassen ausgeben. Leuthard gewinnt viele Volksabstimmungen, aber nicht alle. Die Erhöhung des Preises der Autobahnvignette wurde 2013 hochkant abgelehnt. Für einmal hatte sie sich verschätzt.

Ein wichtiger Anker in all diesen Jahren war ihr Generalsekretär Walter Thurnherr. Nach aussen hält sich dieser zurück. Aber nach innen agiert er höchst wirkungsvoll. Er kennt wie kein anderer die politischen Ränke-spiele und ist in der Verwaltung bestens vernetzt. Das Duo funktioniert seit Jahren bestens. Wie lange noch? Walter Thurnherr ist heute Bundeskanzler, und die Regierungszeit von Königin Doris wird nicht ewig fort-dauern. ○

Anlageziele umsetzen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

www.lgt.ch



Private
Banking

So kauft man sich die Schweiz

Von Beat Gygi — Die Politik hat das Energiegesetz so angelegt, dass viele Leute ein Zückerchen darin finden und deshalb ja sagen möchten. Merken sie, dass sie den Zucker selber bezahlen?

Die Woche hat freundlich begonnen, am Bahnhofausgang in Zürich erhielt man frühmorgens von jungen Leuten mit aufmunternden Worten ein Röllchen Traubenzucker und einen kleinen Flyer in die Hand gedrückt. Der Flyer war eine Werbung für ein Ja bei der Volksabstimmung zum Energiegesetz an diesem Wochenende, das Traubenzuckerpäckchen war ein Geschenk. Besser kann man den laufenden Kampf um die Energieabstimmung und die Energiestrategie 2050 nicht veranschaulichen. Die Botschaft lautet: Die Bürger sollen ja sagen zur teuren Politik des Bundes und erhalten dafür ein paar Zückerchen.

Inhaltlich geht es beim Energiegesetz, das den ersten Teil der langfristigen Energiestrategie 2050 darstellt, um eine scharfe Richtungsänderung: Erstens soll die Atomkraft abgeschafft werden. Zweitens soll der Staat mit Dutzenden von Massnahmen andere Energieformen und Energieeinsparungen fördern, um das entstehende Kernenergie-Loch ansatzweise zu stopfen. Wirtschaftlich gesehen, geht es um ein riesiges Umverteilungsvorhaben – nicht nur bezogen auf die Energiearten, sondern auch mit Blick auf Geld, Geschäftschancen und Versorgungsrisiken. Viele werden verlieren, einige werden gewinnen.

Die Gewinner

Wenn das Gesetz am Sonntag angenommen wird, gehören der Staat und staatsnahe Interessengruppen zu den grossen Gewinnern. Beim Bundesrat, in Verwaltung und Politik ist der Wunsch nach Abschaffung der Kernkraft verbreitet, und ein Ja würde nicht nur diese ideologische Position stärken, sondern darüber hinaus den Amtsstellen viele neue Instrumente zum Planen und Lenken in die Hand geben. Stünde allerdings nur die Atomfrage auf dem Stimmzettel, hätten die Kernkraftgegner wohl keinen leichten Stand, denn das Volk hat noch nie nein gesagt zur Kernkraft. Aber das jetzt diskutierte Energiegesetz ist raffinierter und spricht so viele Themen an, dass viele irgendwo etwas Positives finden können.

Das Gesetz wurde so gestaltet, dass es möglichst vielen Stimmbürgern irgendeinen kleinen persönlichen Vorteil bringt. Dem einen winkt eine Subvention, dem anderen eine lukrative Geschäftsgelegenheit oder eine gute Stelle in staatlichem Schutz. Es ist wie am Montagmorgen am Bahnhof: «Stimme mit Ja, hier hast du ein Zückerchen dafür.» Das Energiegesetz muss man sich als grosse Umverteilungsmaschine vorstellen, die den Bürgern zuerst in die linke Tasche greift und Geld herauszieht, zu sich nimmt, einiges für sich behält und dann den Leuten wieder Geld in deren rechte Tasche zusteckt. Das Herausziehen links erfolgt vor allem über zwei Kanäle. Einerseits über den Netzzuschlag, den Stromkonsumenten heute im Umfang von 1,5 Rappen pro Kilowattstunde (pro Jahr rund 0,8 Milliarden Franken) in den betreffenden Fonds zahlen; der Zuschlag kann auf 2,3 Rappen (1,2 Milliarden Franken pro Jahr) erhöht werden, wobei ihn der Bundesrat «bedarfsgerecht» festlegen soll. Grossverbraucher von Strom sind von dieser Abgabe ausgenommen. Andererseits werden CO₂-Abgaben auf fossile Energieträger (ohne Treibstoffe) von etwa 0,8 Milliarden Franken pro Jahr erhoben.



Umverteilung via Energiestrategie: Bäume (GLP) ...



... Jacques Bourgeois (FDP) ...

Um die 2 Milliarden Franken jährlich dürften also bald allein auf Bundesebene anfallen, die nach Abzug von Unkosten und Verschwendung bestimmten Empfängern irgendwie in deren rechte Tasche gesteckt werden sollen. Beim Zustecken gibt es allerdings grosse Unterschiede. Profitieren sollen primär die «energiepolitisch Korrekten», vor allem Leute, die Solaranlagen und andere förderungswürdige Energieproduktionen betreiben, Gebäude

und Anlagen energieeffizienter machen oder in einschlägiger Forschung, Information, Weiterbildung und Beratung tätig sind. Hauptinstrumente sind verschiedene Arten von Vergütungen und Subventionen für Stromerzeuger, wobei die Zuwendungen an grosse Produzenten einen beträchtlichen Teil ausmachen. Zudem sieht die Energiestrategie 2050 ein Gebäudeprogramm vor, das aus den erwähnten CO₂-Abgaben finanziert wird, die als Subventionen jene Hauseigentümer sanierungswillig machen sollen, die bisher nachlässig waren.



... Eric Nussbaumer (SP) ...



... Peter Schilliger (FDP).

dem sieht die Energiestrategie 2050 ein Gebäudeprogramm vor, das aus den erwähnten CO₂-Abgaben finanziert wird, die als Subventionen jene Hauseigentümer sanierungswillig machen sollen, die bisher nachlässig waren.

Um die 2 Milliarden Franken jährlich dürften bald allein auf Bundesebene anfallen.

Bezogen auf den ganzen Horizont der Energiestrategie, sind die Summen grösser. Laut Angaben des Bundesrates vom Herbst 2013 dürften sich die Kosten für Erneuerung und Betrieb des Kraftwerkparcs für den Privatsektor von 2010 bis 2050 auf etwa 126 Milliarden Franken belaufen. Der Bau neuer Kraftwerke wurde auf 67 Milliarden Franken veranschlagt, der Ausbau der Elektrizitätsnetze auf 18 Milliarden Franken.

Wie rasch sich Interessengruppen für Zückerchen oder Subventionen gewinnen lassen, zeigt sich etwa bei Economiesuisse, dem Dachverband der Schweizer Wirtschaft. Anfang 2013 hatte der Verband unter der Führung des früheren Direktors Pascal Gentinetta bei der Vernehmlassung zum Gesetz noch die ordnungspolitische Grundfrage und Skepsis ins Zentrum gestellt. Die Vorlage, so wurde kritisiert, sei «stark von staatlicher Lenkung, Beeinflussung und Umerzierung in weiten Bereichen der Lebens- und Arbeitsgestaltung geprägt». Neue Subventionen hätten «finanzielle Abhängigkeiten vom Staat und damit wirtschaftlich nicht nachhaltige Lösungen» zur Folge. «Wir betrachten deshalb den ganzen politischen Mix von Regulierungen, Subventionen, Planungseingriffen und Bürokratie als nicht zielführend.» Heute herrscht im Dachverband der Schweizer Wirtschaft ein Patt. Von den Unterverbänden dürften die einen von der Energiestrategie profitieren, die andern darunter leiden, so dass Economiesuisse nun keine Parole zur Abstimmung herausgibt.

Unterstützung von fast allen Seiten

Eindeutig auf der Befürworterseite ist beispielsweise der Verband Suissetec, der die Interessen der Gebäudetechnikbranche vertritt, die auf einen Jahresumsatz von knapp 6 Milliarden Franken kommt. Laut dem Verband steckt «die Hälfte aller Chancen zur Erreichung der Energieziele des Bundes» in den Gebäuden. Die Mitglieder sehen sich deshalb als «unumgängliche Partner für die konkrete Umsetzung der Energiewende». Das politische Lobbying ist dem Verband wichtig, die Regeln von Suissetec sehen Förderungen von Nationalrats- oder Ständeratskandidaturen mit einer Unterstützung bis 50 000 Franken pro Kandidatur vor. Im Ja-Lager befinden sich auch der Bauern- und der Gewerbeverband. Bei beiden Organisationen überwiegen offenbar die Hoffnungen der kleineren Unternehmer, mit Solaranlagen auf Scheunen oder mit Aufträgen für energetisches Aufrüsten bei der Energiestrategie zum Zuge zu kommen.

Etliche Verbände sind mit Politikern im Parlament vertreten. Der Verbindungsmann zu Suissetec ist der FDP-Nationalrat und Unternehmer Peter Schilliger, der zudem Mitglied der nationalrätlichen Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek) ist und im September für das Energiegesetz stimmte. Ebenfalls in der Urek und Gesetzesbefürworter ist sein Nationalratskollege Jacques Bourgeois (FDP), der hauptamtlich Direktor des Schweizer Bauernverbandes ist. An seiner Seite zieht der SVP-Nationalrat Markus Hausammann in die gleiche Richtung. Und auch von der Linken sind gleich mehrere Vertreter der Urek und Nationalräte mit mehreren Hüten auf dem Kopf eifrig am Antreiben der Umverteilung via Energiestrategie 2050, so Eric Nussbaumer (SP), Roger Nordmann (SP), Beat Jans (SP) und Martin Bäumle (GLP). ○

Hochschulen

Gefälligkeiten der Professoren

Geld und politischer Filz erdrücken in der Schweiz die freie Forschung in Energiefragen. Wann merken es die Stimmbürger? Von Silvio Borner und Franz-Karl Reinhart

Auch schweizerische Wissenschaftler wehren sich lautstark gegen die politische Unterdrückung im Ausland, aber übersehen die Notwendigkeit, vor der eigenen Türe zu kehren. Die schweizerische Energiepolitik ist korrumpiert – nicht durch offene Bestechung, sondern durch einen über die Jahre gewachsenen milliardenschweren Geldstrom und einen Filz aus Verwaltung, NGOs, Subventionsjägern und Profiteuren im Wissenschaftsbetrieb.

Dabei spielen die bundeseigenen Eidgenössischen Technischen Hochschulen (ETH) eine besonders traurige Rolle, weil es dort um sehr viel Geld geht. Sie treten als «Weltmarke» auf, obwohl alle Studien und Forschungsaufträge immer nur von einzelnen Professoren oder angegliederten Instituten des Bundes stammen. Der gerade von Bundesrätin Leuthard ständig bemühte Begriff «ETH-Studie» ist deshalb bewusst irreführend und verleiht selbst den absonderlichsten Studien und inkompetentesten Dozenten den ETH-Glanz.

«Die ETH ist eine Bundesbehörde»

Die Nationalen Forschungsprogramme 70 und 71, aber auch die Kompetenzzentren (SCCER) sind wissenschaftlich skandalös, weil die Politik hier nicht erforschen lässt, ob die Energiestrategie 2050 überhaupt einen Sinn ergibt, sondern einzig und allein, wie man sie «politisch gehorsam und korrekt» umsetzen und – das ist jetzt der Clou – sie beim Volk beliebter machen kann. Da drängt sich leider der Vergleich mit ideologischen oder religiösen Diktaturen auf. Übertrieben? Der ehemalige Präsident der ETH, Prof. Ralph Eichler, liess sich in der NZZ so zitieren: «Die ETH ist eine Bundesbehörde. Sie kann sich nicht gegen den Bundesrat positionieren.» In einem uns vorliegenden Mail schreibt er gar: «Die ETH ist vom Bund finanziert und muss die Strategie des Bundesrats und des Parlaments unterstützen. Sie tut das mit der Energieforschung und bekommt dafür sehr viel zusätzliches Geld. Ja, so ist es!»

Solche rein politisch aufgegleisten Programme und Zentren sind weder eine Aufgabe des Staates und schon gar nicht der Wissenschaft. Nebst dem Geld spielt auch der personelle und institutionelle Filz eine zentrale, aber kaum durchschaubare Rolle.

Überall gibt es Beratungs- und Kontrollgremien, Expertenkommissionen und Aufsichtsorgane, die auf dem Papier unabhängig daher kommen, aber via Profitgier und/oder Ideologien übers Kreuz verfilzt sind. Bei der bundeseigenen Innovationsagentur KTI ist jetzt schon das Parlament stutzig geworden, beim Nationalfonds oder bei der SATW regt sich (noch) kaum Kritik, obwohl Missstände und Missbräuche offensichtlich sind.

Abschliessend wollen wir aufzeigen, welche fundamentalen Prinzipien der wissenschaftlichen Forschung durch Geld und Filz zugedeckt werden.

1 — Ergebnisoffenheit: Private Auftragsforschung ist vertretbar, wenn die Finanzierungsquelle und damit die Interessenlage offengelegt wird. Hier geht es aber um öffentlichen, sogenannten Advocacy Research in der Höhe von jährlich 300 Millionen Franken zu Lasten der gefangenen Steuerzahler und Stromverbraucher. Noch gravierender ist, dass zentrale Fragen zur Nuklearforschung, Geothermie oder Speichertechnik gar nicht erst gestellt werden.

2 — Korrektur von Fehlern: Auch freie Wissenschaftler machen Fehler. Dagegen gibt es die nachvollziehbare Methode der Falsifikation. Selbst wenn in einer Auftragsstudie beim Wind das Potenzial um das 10 000-fache überschätzt wurde, ist das nie offiziell zurückgenommen worden. Oder wenn man laut ABB heute schon bei Vollmond Solarstrom produzieren könne, müsste ein ETH-Institut richtigstellen, dass Mondlicht etwa 300 000-mal schwächer ist.

3 — Publikationsfreiheit: Mit öffentlichen Geldern bezahlte Studien müssen der Öffentlichkeit sofort frei zugänglich gemacht werden. Ergebnisse, die den Vorgaben von Frau Leuthard und den ihren hörigen Ämtern BfE und Bafu widersprechen, werden einfach von der Website genommen. So geschehen mit einer Studie, die die CO²-Speicherung im schweizerischen Untergrund erstmals kritisch analysiert (Häring) oder einer, die den Mehrbedarf an Strom von zirka 20 Prozent für die Elektromobilität nachweist (Paul Scherrer Institut).

Silvio Borner ist Publizist und em. Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Basel, Franz-Karl Reinhart ist em. EPFL-Professor für Elektrotechnik.

Seilers und Laubers Ramos

Von Christoph Mörgeli

Auf welche Grundlagen stützen sich nachrichtendienstliche Aufträge im Ausland? Hat eine Bundesstelle einen Mitarbeiter einer anderen Bundesstelle den Deutschen ans Messer geliefert? Diese und weitere Fragen bedürfen der schonungslosen Aufklärung. Mit etwas Geschwafel und Gestammel über Kommunikation und Koordination ist es diesmal nicht getan. Wegsehen, Wegreden und Wegducken gilt nicht. Es sei denn, die Bürgerlichen hätten Spass daran, wenn sie der Grüne Balz Glättli weiterhin vor sich hertreibt. Und zwar mit seiner ganz persönlichen, egoistischen Agenda, nämlich dem verspäteten Kampf gegen das neue Nachrichtendienstgesetz.

Unsere Geschäftsprüfungskommissionen sind seit Hugo Fasel, Lucrezia Meier-Schatz und Claude Janiak hoffnungslos politisch verseucht. Doch Alex Kuprecht und Alfred Heer, die beiden SVP-Exponenten in der Geschäftsprüfungsdelegation, haben sich im Gegensatz zu einzelnen Bundesräten und Parlamentariern noch nicht verplappert. Sie können auf eine saubere, umfassende Abklärung dringen und schonungslose Konsequenzen ziehen.

Der in Deutschland inhaftierte Spion Daniel M. ist dem Nachrichtendienst von Markus Seiler und der Bundesanwaltschaft von Michael Lauber aus dem Ruder gelaufen. Genau wie der im Fall Holenweger eingesetzte kolumbianische Drogenkriminelle Ramos. Jetzt ziehen die blamierten Betroffenen an allen verfügbaren Strippen und Fäden. Und füttern Politiker und Journalisten mit den ihnen nützlichen Informationen. Wer etwa Thomas Knellwolf im *Tages-Anzeiger* liest, liest zuverlässig die Version der Bundesanwaltschaft. Und dies schon seit vielen Jahren.

Demnach sei die Bundesanwaltschaft gezwungen gewesen, den deutschen Behörden ungeschwärzte Dokumente über den Schweizer Spion Daniel M. auszuliefern. Diese abenteuerliche Behauptung darf die Geschäftsprüfungsdelegation nicht einfach schlucken. Jedenfalls nicht ohne Gutachten eines führenden Prozessrechtlers. Immerhin hat sich unsere Bundesanwaltschaft im Fall Holenweger noch beharrlich geweigert, selbst dem Bundesstrafgericht des eigenen Staates ihre Ramos-Akten auszuhändigen. Dieser krasse Vertuschungsversuch wurde sogar von ganz oben gedeckt. Nämlich mit der Unterschrift von Eveline Widmer-Schlumpf. Schon damals ging es nicht um den sauberen Rechtsstaat. Sondern um das Durchwursteln zwecks politischen Überlebens.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Zweite «Frontsau» in den USA?

Von Peter Bodenmann — Obama knackte das Schweizer Steuerhinterzieher-Geheimnis.



Stopt Trump die Schweizer Handelsbilanzüberschüsse? Mit Obama (r.) im Januar 2017.

2012 schickte – wenn wir Ueli Maurer glauben dürfen – der Bundesrat einen Spion nach Deutschland. Rechtswidrig, wie das Bundesamt für Justiz zuvor festgehalten hatte. Das Ziel: Unterwanderungen der Steuerbehörden Nordrhein-Westfalens.

Alles ging in die Hosen. Unser Spion an Rhein und Ruhr lieferte für viel Geld nur warme Luft. Und wurde nach verlorener Schlacht von der Schweizer Bundesanwaltschaft an die Deutschen verraten. Jetzt setzt der Strafverteidiger Valentin Landmann Druck auf. Die Presse wird von wem auch immer laufend mit kleinen Indiskretionen angefütert. Die grösseren Zeitbomben ticken in der Hinterhand.

So viel ist klar: 2012 glaubte der Bundesrat im Ernst daran, er könne das Steuerhinterzieher-Geheimnis verteidigen. Deshalb, und nur deshalb, wühlte die helvetische «Frontsau» – so bezeichnet Valentin Landmann seinen Klienten – nördlich von Lörrach im Unterholz.

Ueli Maurer hielt alle Fäden in der Hand. Und erweckt den Eindruck, er habe mit der ganzen Sache wenig bis nichts zu tun. Weil alle mit im Boot sassen. Dabei war schon vor fünf Jahren klar: Die USA würden das Steuerhinterzieher-Geheimnis knacken. Zwei Jahre später musste der Ständerat der Lex USA zustimmen. Weil die Schweiz ein Protektorat der USA war, ist und bleibt. Nur merken wir das immer erst im letzten Moment.

Zurück in die Gegenwart: Weltweit können alle Länder zusammengerechnet in der Summe nur so viel exportieren wie sie importieren. Dauerhafte und zu grosse Handelsbilanz-Ungleichgewichte bremsen wirtschaftliches Wachstum und den Völkerfrieden. Die Schweiz exportiert viel zu viel in die USA und importiert viel zu wenig aus den USA. Genau wie Deutschland. Und hier will Trump die Spielregeln ändern: Neu sollen Gewinne in den USA nicht mehr mit 35 Prozent besteuert werden, sondern der Cash-Flow mit 20 Prozent. Importe werden faktisch um 20 Prozent verteuert, Exporte um 12 Prozent verbilligt. Das absehbare Resultate: Die Schweiz kommt massiv unter Druck. In den USA steigt die Inflation. Und der Dollar wird stärker.

Fast niemand verteidigt mehr Trump. Viele hoffen insgeheim, dass der unkontrollierte Wilde von den Geheimdiensten so oder anders gebändigt wird. Und wenn nicht?

Dann machen wir es wie beim Steuerhinterzieher-Geheimnis. Wir passen uns an und lassen uns nichts anmerken.

Ein Restrisiko bleibt: Warum sollte Ueli Maurer vor fünf Jahren nicht auch eine zweite «Kampfsau» in Washington platziert haben? Wird der grosse Dealer Trump diese auffliegen lassen? Es ist zu befürchten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Macht des Schicksals

Von Kurt W. Zimmermann — Nur Theatraliker machen aus jeder Banalität eine Schicksalsfrage. Also die Journalisten.

«Nicht umzukehren ist des Schicksals Spruch.»

Shakespeare: «Richard III.»

Wenn man über die epochalen Fragen der Menschheit schreibt, über Errettung und Untergang, dann muss man mit einem pathetischen Zitat beginnen. Das lernt jeder Journalist.

Ich beginne darum pathetisch mit Shakespeare. Denn ich schreibe heute über die epochalste Frage der Menschheit überhaupt. Nämlich über ihr Schicksal.

Ja, das Schicksal. Unablässig schlägt das Schicksal erbarmungslos zu.

An diesem Sonntag zum Beispiel, so schrieb der *Tages-Anzeiger*, kam es zu einer «Schicksalswahl». Es ging um die Wahl in Nordrhein-Westfalen.

Kurz zuvor, so schrieb der *Tages-Anzeiger*, kam es zu einer «Schicksalswahl». Es ging um die Wahl in Frankreich.

Kurz zuvor, so schrieb der *Tages-Anzeiger*, kam es zu einer «Schicksalswahl». Es ging um die Wahl in den Niederlanden.

Kurz zuvor, so schrieb der *Tages-Anzeiger*, kam es zu einer «Schicksalswahl». Es ging um die Wahl in Österreich.

Kurz zuvor, so schrieb der *Tages-Anzeiger*, kam es zu einer «Schicksalswahl». Es ging um die Wahl in den USA.

Kurz zuvor, so schrieb der *Tages-Anzeiger*, kam es zu einem «Schicksalsentscheid». Es ging um den britischen Brexit, eine Abstimmung und keine Wahl.

Damit man nicht denkt, ich wollte mich bloss über den schicksalsgläubigen *Tages-Anzeiger* lustig machen, füge ich gern an, dass auf den anderen Redaktionen die gleichen theatralischen Kindsköpfe sitzen.

So gab es kürzlich auch in Spanien eine «Schicksalswahl» (*Luzerner Zeitung*), es gab in Südafrika eine «Schicksalswahl» (SRF), es gab in Italien eine «Schicksalswahl» (*Handelszeitung*), es gab in der Türkei eine «Schicksalswahl» (NZZ), und es gab in Indien eine «Schicksalswahl» (*Berner Zeitung*).

Gemäss unseren hyperventilierenden Journalisten schlägt demnach etwa einmal pro Monat das Schicksal auf dieser Welt wählerisch und erbarmungslos zu. Das ist eine bemerkenswert hohe Kadenz von Errettung und Untergang.

Bei all den Schicksalsfragen ging es immer um dieselbe Banalität. Es ging darum, ob die eine Partei ein paar Stimmenprozente gewann



Errettung und Untergang.

und die andere Partei ein paar Prozente verlor. In ein paar Jahren wird das wieder umgekehrt sein. Auch sogenannte Schicksalswahlen sind darum nur eine künstlich hochgeblasene und vorübergehende Irrelevanz. Das wissen auch manche Journalisten.

«Spannungslose Wahl in Frankreich» wäre darum die passende Schlagzeile vor der Wahl gewesen. «Langweilige Wahl in den Niederlanden» wäre die treffende Schlagzeile vor der Wahl gewesen. «Überschätzte US-Wahl» wäre die geeignete Schlagzeile vor der Wahl gewesen. «Bedeutungslose Wahl in Österreich» wäre die richtige Schlagzeile vor der Wahl gewesen.

Wachsende Heiterkeit der Leser

Nur, das schreibt natürlich keiner. Hätte sich ein Journalist auf solch schicksalsfernen Realitätssinn besonnen, die Redaktionskollegen hätten ihn gelyncht, und der Chefredaktor hätte ihn gefeuert. In den Medien muss es stets um finale Fragen gehen, um Rettung und Untergang und zumindest um das Schicksal eines Kontinents, wenn nicht der Welt. Es ist leider zum Gesetz des politischen Journalismus geworden, dass er die distanzierte Analyse meist durch den permanenten Alarm ersetzt.

Wir Leser hingegen betrachten die Schicksalsbeschwörungen unserer Medien mit wachsender Heiterkeit. Entfesselte Journalisten sind offenbar unser Schicksal.

Marionetten

Von Henryk M. Broder — «Der wütende Bauer mit der Forke».

Die leichte Musse hat es schwer in Deutschland. Die Exportweltmeister und Leistungsbilanzüberschuss-Kassierer verstehen etwas von Autos, Fussball und Maschinenbau, aber «Unterhaltung» ist kein Meister aus Deutschland. Beim letzten «Eurovision Song Contest» bekam eine unbekannte deutsche Sängerin namens Levina sechs Punkte und landete damit auf dem vorletzten Platz. Damit hatte sie schon viel erreicht, denn in den zwei Jahren zuvor war Deutschland das Schlusslicht. Aber: «Nach dem Spiel ist vor dem Spiel», sagte der für «Unterhaltung» zuständige «Kordinator» der ARD nach dem Ki-ewer Debakel. Man werde auch im nächsten Jahr dabei sein. Weil das Preis-Leistungs-Verhältnis so günstig ist. Die Startgebühren für Deutschland lagen in diesem Jahr bei rund 380 000 Euro und damit «deutlich unter den durchschnittlichen Produktionskosten» für eine Show im Abendprogramm von über fünf Stunden Länge.

Erst vor zwei Jahren wollte die ARD den Sänger Xavier Naidoo ins Rennen schicken, einen «Ausnahmekünstler, der seit knapp 20 Jahren seinen Platz im deutschen Musikleben» habe. Wobei den ARD-Leuten entgangen sein muss, dass der Mannheimer längst im Milieu der «Reichsbürger» daheim ist, die wie er der Ansicht sind, dass Deutschland nicht frei und nicht souverän, sondern «immer noch ein besetztes Land» ist. Naidoo wurde entnominiert.

Nun sorgt Naidoo wieder für Aufregung. Auf seiner neusten Platte, die er derzeit bewirbt, findet sich auch ein Song mit dem Titel «Marionetten». Darin heisst es über die «Volksvertreter» u.a.: «Wie lange noch wollt ihr Marionetten sein. Seht ihr nicht, ihr seid nur Steigbügelhalter. Merkt ihr nicht, ihr steht bald ganz allein. Für eure Puppenspieler seid ihr nur Sachverwalter.» Dann fallen die Worte «Hoch- und Volksverräter», gefolgt von der Drohung, «der wütende Bauer mit der Forke» werde dafür sorgen, «dass ihr einsichtig seid».

Und als hätte das Land keine anderen Sorgen, entbrannte eine Debatte darüber, wie man diese Sätze verstehen sollte. Christian Wulff, der vorübergehend als Staatspräsident amtiert hatte, sagte: «Naidoo begibt sich in die Nähe von Totengräbern der Demokratie, in die Nähe des Hasses.» Das hat er nun davon, der Ausnahmekünstler. In Mannheim ist er weltberühmt, aber für Deutschland hat er ausgesungen.



Schlepper ohne Grenzen

Mit dem Frühling beginnt für die Schlepper im Mittelmeer die Hochsaison. Die Hilfswerke, die die illegalen Immigranten vor Libyen abholen, sind Teil des tödlichen Geschäfts. *Von Alex Baur*

Die Crew der «Sea-Watch 2» machte sich eben daran, Rettungswesten auf ein Beiboot zu verladen. Ein Übersetzer hatte sich bereits an Bord des Holzkahns begeben, der in Rufweite vor dem deutschen Rettungsschiff im Meer trieb. Da tauchte plötzlich ein Schnellboot der libyschen Küstenwache auf, preschte haarscharf am Bug der «Sea-Watch 2» vorbei und kaperte den mit 300 afrikanischen Passagieren hoffnungslos überladenen Holzkahn. Vor den Augen der verdatterten Deutschen eskortierte die Küstenwache die Afrikaner zurück, woher sie gekommen waren: zum nur wenige Seemeilen entfernten Festland Libyens.

Profiteure und Verlierer

Die Szene spielte sich am letzten Freitag ab, und sie ist bezeichnend für ein ebenso zynisches wie mörderisches Millionengeschäft, das seit Jahren auf dem Meer zwischen Libyen, Malta und Sizilien blüht. Hilfswerke wie Sea-Watch beanspruchen für sich den Heldenpart in diesem Rennen um Leben und Tod. Doch das ändert nichts an der Tatsache, dass die Helfer ein unverzichtbarer Teil des Schleppersystems sind; ohne sie wäre die Fahrt übers Mittelmeer in den überfüllten Holz- und Schlauchbooten gar nicht möglich. Sie provozieren Zehntausende von Migrant*innen dazu, sich vorsätzlich in Seenot zu begeben – eine Not, die für Tausende von Menschen mit einem schrecklichen Tod endet. Helfer und Schlepper arbeiten Hand in Hand. Für Helden ist in diesem System kein Platz, es gibt nur Profiteure und Verlierer.

Wie sich mit dem GPS-Tracking-Tool Marinetráfico.com belegen lässt, kreuzten die deutsche «Sea-Watch» und ihr Schwesterschiff «Sea-Watch 2» bereits seit letztem Donnerstag vor der libyschen Küste. Da auch die nordafrikanischen Schlepper Zugang zur Internetplattform haben, konnten auch sie die Bewegungen der Deutschen live mitverfolgen – und der «Sea-Watch», als diese vor Ort kreuzte, ihre menschliche Fracht entgegenschicken. Die Wahrscheinlichkeit, dass die bereits wartenden Retter die Migrant*innen aus dem

Meer fischen und weiter nach Italien verfrachten würden, war relativ gross.

Und wenn es mal nicht klappt – das ist vielleicht das zynischste Element des Systems –, dann ist das auch nicht schlecht für die Schlepper. Meldungen von Ertrunkenen erhöhen den medialen Druck, noch mehr Rettungsschiffe vor die Küste Libyens zu schicken. Das steigert den Umsatz, was wiederum zu mehr Todesopfern führt, die nach neuen Helfern rufen. Es steigert aber auch die Spenden der Hilfswerke. Das System ist ein Selbstläufer.

Das Schleppersystem im zentralen Mittelmeer wurde notabene vom italienischen Staat initiiert. Nachdem im Herbst 2013 binnen weniger Tage vor der Insel Lampedusa 400 Migrant*innen ertrunken waren, reiste der Papst persönlich an, um ein Zeichen zu setzen und die Fremden willkommen zu heissen. Das Mitleid war gross, Italien startete die Aktion «Mare Nostrum». Statt die illegale Migration zu stoppen, holte die italienische Küstenwache die Migrant*innen nun vor der libyschen Küste ab und brachte sie selber nach Sizilien.

«Mare Nostrum» wurde aber bereits nach einem Jahr wieder abgebrochen. Denn nicht nur die Zahl der Migrant*innen war nun sprunghaft angestiegen, sondern auch jene der Toten. Die nordafrikanischen Schlepper hatten schnell auf das Angebot reagiert und schickten ihre menschliche Ladung nun mit noch schlechteren und hoffnungslos überfüllten Booten ins Meer hinaus. Sie mussten ja nur wenige Meilen schaffen. Vor allem aber: Gerettet wird nur, wer sich in Seenot befindet – also muss man diese Seenot provozieren. Tote werden in dieser Logik (siehe oben) gewinnbringend in Kauf genommen.



Carmelo Zuccaro.

Im letzten April kündigte Generalstaatsanwalt Zuccaro Ermittlungen gegen «gewisse Hilfswerke» an.

Nach dem Ende von «Mare Nostrum» sprangen Private in die Lücke, allen voran das internationale Hilfswerk Médecins sans frontières (MSF). Gemäss einer Recherche der *Weltwoche* (Nr. 50/16, «Costa Nostra») pendelte letztes Jahr allein für MSF mindestens ein halbes Dutzend mit modernster Technologie hochgerüstete Rettungsschiffe zwischen Libyen



«In direktem Kontakt zu den Schleppern»:

und Italien. Dazu kommt ein halbes Dutzend Schiffe deutscher, niederländischer und spanischer NGOs. Mit mehreren Schiffen mischt sodann die in Malta beheimatete Migrant Offshore Aid Station (MOAS) beim Geschäft mit. Und «geschäften» ist zumindest im Fall von MOAS wohl treffender als «helfen».

MOAS ist ein Millionenunternehmen, das den Menschentransport übers Mittelmeer vom Fundraising bis zur Politik professionell betreibt. Der Initiant, ein Amerikaner namens Christopher Catrambone, hat sein Vermögen mit heiklen Aufträgen für die US-Armee im Irak und in Afghanistan gemacht. Zusammen mit seiner stets durchgestylten Frau Regina kehrt Catrambone gerne im mediterranen Jet-set-Milieu. Die Liste der Spender ist geheim.

Mit der maltesischen Regierung hat Catrambone eine Art Gentlemen's Agreement getroffen: Statt die Schiffbrüchigen in den nächsten sicheren Hafen zu bringen – und der läge, sofern man von den nordafrikanischen Destinationen absieht, ganz klar auf Malta –, verschifft er diese an Malta vorbei direkt nach Italien. Im Gegenzug lässt man MOAS in Malta, wo auch die meisten anderen Hilfswerke ihre Heimatbasis haben, grosszügig gewähren.

Die Hilfswerke berufen sich auf das internationale Seerecht, welches Nothilfe für Schiff-



Schiff der Organisation Migrant Offshore Aid Station.

brüchige zwingend vorschreibt. Dass Menschen vorsätzlich in Seenot gelockt oder getrieben werden, damit sie gerettet und übers Mittelmeer verfrachtet werden, ist in diesem Recht nicht vorgesehen. Allerdings schreibt das Gesetz auch vor, dass Schiffbrüchige in den nächsten Hafen gebracht werden. Doch an diesen Paragrafen halten sich die Retter fast nie.

Nordafrikaner gegen Schwarzafrikaner

Auch sonst geben sich die Hilfswerke seerechtlich ausserordentlich flexibel. An sich müssten havarierte Schiffe versenkt werden, weil sie eine Gefahr für andere darstellen. Doch auch um diesen Paragrafen frotzeln sich die Helfer meistens. So lassen die Schlepper nach erfolgter Rettung zumindest die Motoren in der Regel wieder einsammeln – um sie bald wieder für die nächste Fuhre einzusetzen. Offenkundig haben die Helfer kein Interesse daran, dass die gefährlichen Manöver vor der libyschen Küste aufhören. Schliesslich leben auch sie von diesem Business.

Im Fall der eingangs erwähnten Intervention der libyschen Küstenwache beschwerte sich die deutsche Crew der «Sea-Watch» bitter über die Tatsache, dass die Schiffbrüchigen nach Nordafrika zurückgebracht wurden. Sie seien dort nicht sicher, wurde argumentiert. Tatsächlich

sind die Nordafrikaner dafür bekannt, dass sie mit Schwarzafrikanern – und um solche handelt es sich fast ausschliesslich – nicht eben freundlich umspringen. Hier offenbart sich aber auch die Doppelmoral der Europäer: Die libysche Küstenwache wird von der EU seit Jahren im Kampf gegen die illegale Migration unterstützt. Nur selber will man sich die Hände nicht schmutzig machen.

Inzwischen wächst namentlich in Italien allerdings der Widerstand gegen das unheilige Geschäft mit der illegalen Migration im Mittelmeer. Die Zahlen sind erschreckend. Letztes Jahr wanderten rund 180 000 illegale Migranten über die «zentrale Mittelmeerroute» in die EU ein. Gemäss dem Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR) schafften allein im laufenden Jahr (Stand 7. Mai) mindestens 43 357 Migranten den Schlepper-Trip nach Sizilien; 1150 Menschen verloren dabei ihr Leben oder gelten als vermisst.

Dabei steht die Hauptreisesaison erst an ihrem Anfang. Nimmt man die jüngsten Zahlen als Gradmesser, steht ein Rekordjahr bevor. In den Wintermonaten gehen die Überfahrten wegen des Seegangs erfahrungsgemäss zurück. Allerdings war dieser saisonale Rückgang in den letzten Jahren weniger stark als in den Jahren zuvor. Zugleich stiegen die Todeszahlen

im Winter sprunghaft an. Allein im letzten November wurde ein trauriger Rekord von 718 Todesopfern registriert.

Mehr Migranten aus Bangladesch

Gemäss UNHCR gehen die Schlepper mit hoffnungslos überladenen Billigschlauchbooten chinesischer Bauart, die selbst für Küstengewässer zu schwach sind, immer höhere Risiken ein. Satellitentelefone, mit denen die Schiffbrüchigen früher Hilfe herbeirufen konnten, seien heute kaum noch im Einsatz. Gemäss UNHCR sind die Schlepper dazu übergegangen, den Schlauchbooten die Motoren wegzunehmen, sobald sie diese aus der Zwölf-Meilen-Küstenzone herausgeschafft haben. Laut italienischen Presseberichten überwachen die Schlepperbanden die Rückgewinnung der Motoren bisweilen mit Jetski-Patrouillen. Danach lassen sie die Schlauchboote einfach vor der Küste treiben, im Vertrauen darauf, dass die Hilfswerke diese orten.

Es fällt aber auch immer schwerer, von Flüchtlingen zu reden. Während die Eritreer 2015 noch die grösste Gruppe (39 162 Personen) ausmachten, standen im letzten Jahr die Nigerianer (37 551 Personen) an der Spitze der illegalen Migranten. Stark vertreten waren solche aus Guinea, der Elfenbeinküste, Gambia, dem Senegal, Mali und dem Sudan. Neuerdings wird zudem eine starke Zunahme von Migranten aus Bangladesch verzeichnet. Alles Länder, in denen keine besonderen politischen Spannungen oder gar Kriege registriert wurden. Gewaltflüchtlinge aus Syrien, Afghanistan und dem Irak, die vor allem über die mittlerweile geschlossene Balkanroute zuwanderten, sind auf der Italien-Route eher selten geworden.

In Italien wächst der Druck, etwas gegen die unkontrollierte und mörderische Zuwanderung aus Afrika zu unternehmen. Zum Unmut beigetragen hat sicher auch, dass die geplanten Umsiedlungen und Umverteilungen von Immigranten innerhalb der EU nicht funktionieren. Das Treiben der Hilfswerke hat mittlerweile allerdings auch die Strafermittler der sizilianischen Hafenstädte Trapani und Catania auf den Plan gerufen. Bereits im letzten April kündigte Generalstaatsanwalt Carmelo Zuccaro eine Ermittlung gegen «gewisse Hilfswerke» an, die «offensichtlich in direktem Kontakt zu den Schleppern stehen». Inzwischen ist Zuccaro allerdings wieder etwas zurückgekrebt und betont, es handle sich nur um einen Verdacht, «vor Gericht verwertbare Beweise» lägen keine vor. Tatsächlich brauchen die Schlepper den direkten Kontakt gar nicht unbedingt – die Helfer warten auch so vor der Küste und sind per GPS-Tracking einfach zu orten.

Das UNHCR mochte auf Anfrage zu den Praktiken der Hilfswerke keine Stellung nehmen. Die Fluchtursachen müssten vor Ort bekämpft werden, zudem müssten legale Wege der Migration geschaffen werden. ○

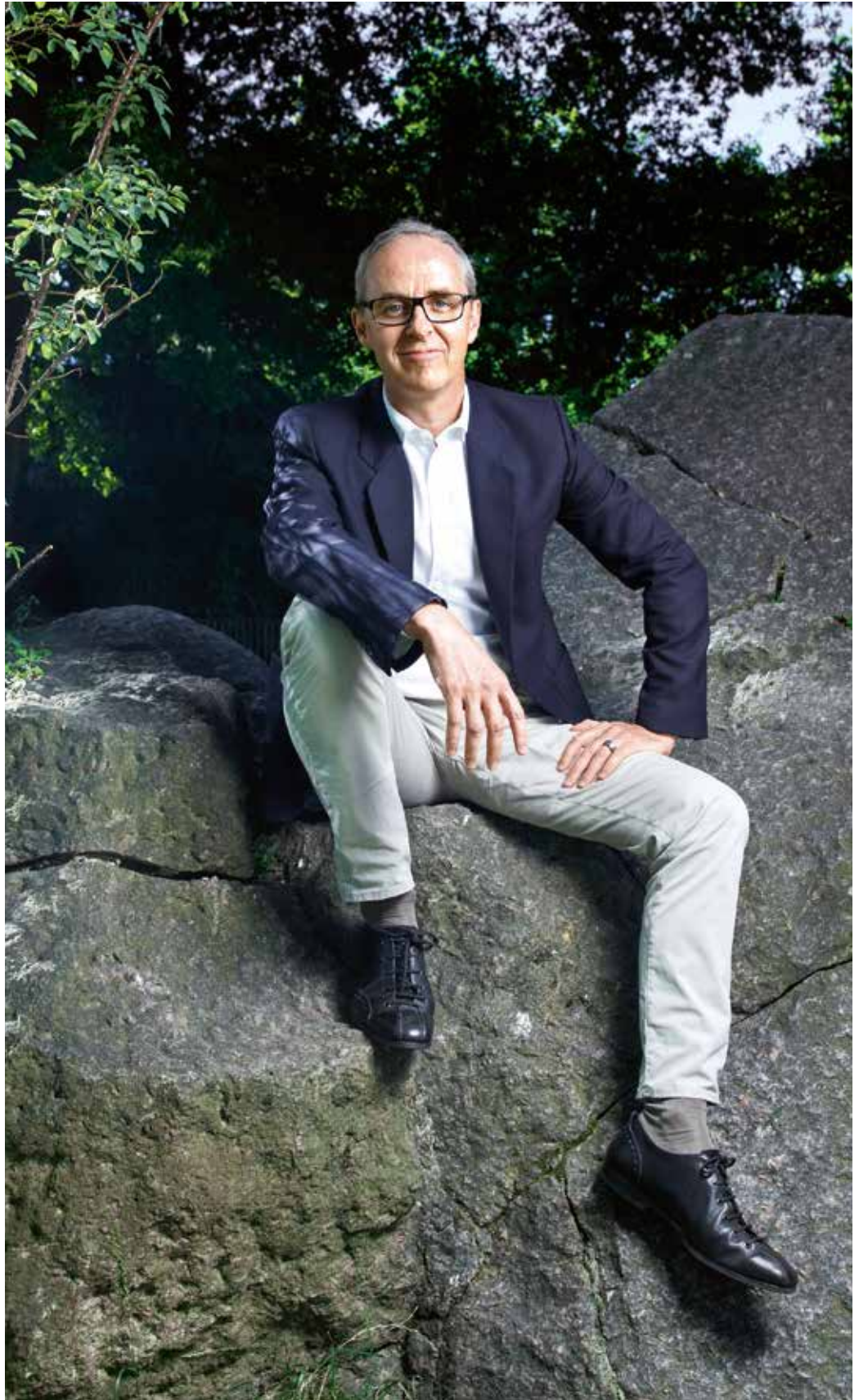
Der freisinnige Ketzer aus Genf

FDP-Nationalrat Benoît Genecand stellt die Personenfreizügigkeit in Frage und «schockiert» damit die Parteioberen. Von der Basis erhalte er Zustimmung. Wie kommt der ehemalige UBS-Banker und «liberale Humanist» auf solch ketzerische Ideen? *Von Philipp Gut*

Er habe einen «Tsunami» ausgelöst und die Wucht und Höhe der Wellen unterschätzt, sagt Benoît Genecand. Dabei wirkt er entspannt und überlegt. Wir sitzen in «Jack's Brasserie» beim Berner Hauptbahnhof, später geht es weiter mit der Sondersession. Genecand, 53, grossgewachsen und schlank, mit schwarzer Hornbrille, bestellt ein Entrecôte mit Pommes frites. Dem Klischee vom alkoholseligen Romand, der schon zu Mittag lieber Wein als Wasser trinkt, entspricht er nicht. Auch sonst weicht er von gängigen Vorstellungen ab. In der FDP-Fraktion im Bundeshaus musste der Ex-UBS-Banker, der fast zwei Jahrzehnte bei der Grossbank gearbeitet und von 2002 bis 2007 die regionale Niederlassung in Genf geleitet hatte, daran erinnert werden, sich doch bitte eine Krawatte umzubinden. Genecand, der Jeans und Jackett bevorzugt, nimmt es gelassen: «Ich habe 19 Jahre für die UBS eine Krawatte getragen, dann kann ich es auch für Bern machen.»

Den «Tsunami», wie er sagt, löste er am Freitag, den 3. März 2017, mit einem Interview in *24 heures* und der *Tribune de Genève* aus. Er sei «contre la libre circulation des personnes», also gegen die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union, verkündete der FDP-Politiker, den die welsche Presse auch schon als «liberalen Humanisten» gefeiert hat. Das Echo war gross, zumal tags darauf die Delegiertenversammlung der Freisinnigen in Freiburg stattfinden sollte. Die anderen Medien in der Romandie nahmen den Tabubruch auf, und in der Partei wurde Genecand zur Rede gestellt. «Der Apparat war empört.» Für die FDP seien die Äusserungen «ein Schock» gewesen. Sowohl bei der Kantonalpartei in Genf als auch vor den Spitzen der nationalen Partei und bei der Fraktion in Bern musste er in der Folge antraben. Fraktionschef Ignazio Cassis habe es «ungeschickt» gefunden, die Diskussion darüber öffentlich anzureissen, bevor sie intern geführt worden sei.

Genecand kontert: Er habe während der parlamentarischen Beratungen zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative gegen aussen geschwiegen und nur fraktionsintern Kritik geübt. Und für seine Äusserungen in den Medien von Anfang März dieses Jahres habe er einen Zeitpunkt gewählt, in dem das Thema nicht auf der politischen Agenda stand. Einen Maulkorb habe er nicht verpasst bekommen. Aber er habe den aufgewirbelten Staub zuerst sich wieder etwas setzen lassen wollen



Kleine politische Sensation: FDP-Mann Genecand.

(«laisser la poussière retomber»). Jetzt, zwei Monate nach dem Sturm, spricht Genecand erstmals über seine Ideen und Motive. Im Nationalratswahlkampf im Herbst 2015 sei er noch mit einer «normalen FDP-Position» angetreten. Dann habe er sich die Sache aber nochmals überlegt, verstärkt während der Debatte über den Zuwanderungsartikel 121a in der Bundesverfassung. Am Ende habe er seine Überzeugung nach der vertieften Analyse des Problems geändert. Bei der Personenfreizügigkeit sehe er vor allem drei grosse Probleme.

«Ein trojanisches Pferd»

Erstens: Die Schweiz sei ein kleines, sehr erfolgreiches Land mit rund vier Millionen Arbeitnehmern (gerechnet in Vollzeitstellen). Allein die drei grossen Nachbarstaaten Deutschland, Frankreich und Italien hätten ein Arbeitskräftereservoir von hundert Millionen. Entscheidend seien die Unterschiede bei den Löhnen. Anfangs habe man geglaubt, diese Unterschiede würden kleiner, doch das sei nicht eingetroffen, im Gegenteil. Die Diskrepanz zwischen der Schweiz und den EU-Nachbarländern sei noch grösser geworden. Dieses Gefälle erzeuge unweigerlich einen Zuwanderungsdruck auf die Schweiz: «Das ist einfache Mathematik.»

Zweitens: Die unkontrollierte Zuwanderung, so Genecand weiter, führe zu einem massiven Bevölkerungswachstum. «Wollen die Leute dieses Wachstum ohne Ende?», fragt er rhetorisch. Die Frage lasse sich noch konkreter stellen: «Wollt ihr im Jahr 2035 mehr als zehn Millionen Einwohner? Oder genügen etwas über neun Millionen?» Die Antwort sei klar: Sowohl die Schweizer wie die bereits ansässigen Ausländer votierten gegen ein ungehindertes Wachstum und gegen eine Zehn-Millionen-Schweiz.

Ein weiterer Grund für seine Ablehnung des freien Personenverkehrs ergibt sich schliesslich aus Genecands freisinniger Überzeugung: Die damit einhergehenden flankierenden Massnahmen zerstörten den liberalen Arbeitsmarkt, sagt er. «Warum sind die Sozialisten für die Personenfreizügigkeit?» Es ist wieder so eine rhetorische Frage, die die entlarvende Antwort bereits in sich trägt. Natürlich nicht, weil die Linken plötzlich so liberal geworden seien, sondern im Gegenteil: weil sie damit den Arbeitsmarkt immer stärker regulieren könnten. «Die Personenfreizügigkeit ist ein trojanisches Pferd», sagt Genecand. Seine Schlussfolgerung laute deshalb: lieber eine kontrollierte Zuwanderung mit Kontingenten als offene Grenzen und ein bürokratisch-verkrusteter Arbeitsmarkt nach sozialistischem Gusto.

Dass ausgerechnet ein welscher FDP-Politiker aus Genf die Personenfreizügigkeit so klar und scharf kritisiert, ist eine kleine politische Sensation. Das weiss natürlich auch Benoît Genecand. Seine diesbezüglichen Vorstellungen

lägen sehr weit weg vom üblichen FDP-Kurs, sagt er, vielleicht zu weit weg. Allerdings habe die Basis ganz anders reagiert als die irritierte Parteispitze. Von «normalen FDPlern» habe er mehrheitlich positive Reaktionen bekommen. Der Tenor: Das müsse man diskutieren, man könne das Thema nicht nur der SVP überlassen.

Benoît Genecand macht sich keine Illusionen. Der Tabubrecher erwartet nicht, dass die Partei in absehbarer Zeit ihre Haltung zur Personenfreizügigkeit revidiert. Er hoffe jedoch, dass die internen Gespräche vertieft würden. Wenn am Ende dieser Auseinandersetzung trotzdem immer noch eine Mehrheit der Freisinnigen für die Personenfreizügigkeit votiere, so habe diese Zustimmung zumindest eine solidere Grundlage, so Genecand.

«Neubeurteilung» innerhalb der FDP

Die *Weltwoche* machte die Probe aufs Exempel und hat nachgefragt. Die FDP verschliesse sich der Diskussion über «Nebeneffekte» der Personenfreizügigkeit nicht, sagt Parteichefin Petra Gössi. Eine grundsätzliche Debatte über die bilateralen Verträge würde aber «klar zu deren Gunsten ausgehen». Die Personenfreizügigkeit sei fix mit den Bilateralen I verbunden; eine Auflösung der Personenfreizügigkeit würde «erheblichen wirtschaftlichen Schaden» anrichten. Die FDP wolle aber «keine verschärften flankierenden Massnahmen».

Der Tenor: Das müsse man diskutieren, man könne das Thema nicht nur der SVP überlassen.

Hans-Ulrich Bigler, Nationalrat und Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes, steht der von Genecand angeregten Diskussion «offen» gegenüber. Er teile die Ansicht, dass der Arbeitsmarkt zunehmend in ein strenges Korsett gezwängt werde. Die flankierenden Massnahmen seien der «politische Preis» für die Personenfreizügigkeit und dieser werde jetzt «in die Höhe getrieben». Dies sei auch deshalb möglich, weil das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) «einseitig die Agenda der Gewerkschaften übernommen» habe.

Hans-Peter Portmann, Nationalrat aus Zürich und Leader der aussenpolitischen Deputation der FDP-Fraktion, findet die heutige Praxis der Personenfreizügigkeit und die Umsetzung des Verfassungsartikels zur Einwanderungsbegrenzung «nach wie vor unbefriedigend». Die Einwanderungspolitik der Schweiz müsse sich «viel stärker an den regionalen Arbeitskräfteverhältnissen orientieren». Eine «Neubeurteilung» der Personenfreizügigkeit innerhalb der FDP sei unumgänglich, so Portmann.

Für Polit-*rookie* Benoît Genecand sind das ermutigende Signale. Er entstammt zwar einer

Politikerfamilie, trat selbst aber erst spät in den Ring. Er gehörte von 2008 bis 2012 dem Gremium an, das eine neue Verfassung für den Kanton Genf ausarbeitete, und wurde 2013 in den Grossen Rat gewählt. Nach zwei Jahren schaffte er den Sprung in den Nationalrat.

Genecands Vater, ein Bäcker-Konditor mit eigenem Geschäft, war ebenfalls Grossrat (CSP), wie auch ein Onkel von ihm (CVP). Die Christlich-Sozialen seien damals, in den 1980er Jahren, links von der Mutterpartei CVP gestanden, heute befände sich sein Vater mit den ehemaligen CSP-Positionen rechts von ihr, erklärt Genecand. Auch einer seiner Söhne sei politisch aktiv, sein Engagement bei den Radicaux habe er bereits vor ihm begonnen.

Auch beruflich geht Benoît Genecand seit seinem Abgang bei der UBS eigene Wege. Er ist professioneller Verwaltungsrat, allerdings nicht von Grossfirmen, sondern von KMU in der Region Genf aus den Bereichen Informatik, Immobilien, dem Finanzsektor, auch eine Privatschule ist dabei. Auch hier kann Genecand seine Unabhängigkeit beweisen: Bei dieser «sehr interessanten» Aufgabe müsse man in der Lage sein, jederzeit nein zu sagen und den Job zu verlassen. Denn einen Flop kann sich der im Schaufenster stehende Politiker nicht erlauben.

Diese Geradlinigkeit, die Benoît Genecand für sich beansprucht, nimmt man ihm gern ab, auch wenn man ihm zum ersten Mal begegnet. Ein Beispiel für seine konsequente Haltung ist etwa auch die Tatsache, dass er im Lauf seiner Politikerkarriere noch nie einen eigenen Vorstoss eingereicht hat, weder im Genfer Grossen Rat noch in Bern. Man könne sich nicht den Bürokratieabbau auf die Fahne schreiben und dabei ständig eigene Motionen einreichen und den Apparat aufblähen, findet Genecand. Das bringe nur Aufwand und koste Geld. Seine Aufgabe sieht der unaufgeregte Aussenseiter eher darin, festgefahrene Überzeugungen zu hinterfragen und politische Positionen auf ihre hohlen Stellen abzuklopfen.

Derzeit gelte dies beispielsweise für die «Energiewende»: Der Entscheid dafür sei nach der Katastrophe von Fukushima «emotional und irrational» getroffen worden. Im Welschland sei die Zustimmung trotzdem viel grösser als in der Deutschschweiz. Dies habe, so Genecand, nicht zuletzt mit der fehlenden Diversität der Journalisten zu tun. Es gebe in der Romandie schlicht keine Medienvertreter, die Gegensteuer gäben.

Der FDP-Mann arbeitet anscheinend seelenruhig daran, diesen unausgesprochenen Konsens aufzubrechen. Ob er nicht fürchte, wegen seiner unkonventionellen Ansichten 2019 als Nationalrat abgewählt zu werden? Solche Gedanken scheinen Genecand nicht zu kümmern. «Die Leute können mich bestätigen – oder nicht.» Die Wähler entschieden, ob seine Politik noch «FDP» sei, sagt er trocken. ○

Freiheit im Osten

Nathalie Wappler war eine der einflussreichsten Persönlichkeiten bei SRF, wurde bereits als künftige Direktorin gehandelt. Dann entschied sie sich für einen Wechsel in die ostdeutsche Provinz. Sie bereut den Schritt kein bisschen. *Von Rico Bandle und Marcel Schwickerath (Bilder)*

Sie kommt ins Schwärmen. «Man sagt ja, Leipzig sei das neue Berlin. Wenn dem so ist, dann ist Halle das neue Leipzig», sagt Nathalie Wappler. Wir sitzen in ihrem grosszügigen Büro in einem schmucklosen Glaskomplex, dem Sitz des Mitteldeutschen Rundfunks (MDR) in Halle an der Saale. Die Region ist tiefes Ostdeutschland – «Mitteldeutschland», korrigiert Wappler lachend –, die rechtsnationale AfD erhielt hier bei der letzten Landtagswahl fast ein Viertel der Stimmen, die Arbeitslosenquote gehört zu den höchsten in Deutschland.

Alle haben sie vor dem Wechsel gewarnt. «Auf ins Pegida-Land», titelte zum Beispiel die Schweizer Ausgabe der Wochenzeitung *Die Zeit*. Selbst Wapplers Mutter sei besorgt gewesen darüber, ob man denn da abends alleine unterwegs sein könne.

Seit einem halben Jahr ist die ehemalige Kulturchefin von Schweizer Radio und Fernsehen nun Programmdirektorin des MDR. Ihr Umzug nach Halle erinnert an die französische Erfolgskomödie «Bienvenue chez les Ch'tis». Dort wird ein Postbeamter anstatt in den schönen Süden in den Norden versetzt, wo das Klima harsch und die Landschaft hässlich seien und die Leute primitiv – heisst es zumindest. Im Unterschied zum französischen Postbeamten ging Wappler freiwillig. Aber auch sie ist in eine Region geraten, die ihrem schlechten Ruf überhaupt nicht entsprechen will. Nichts da von «Dunkeldeutschland», wie die Gegend von arroganten Westlern zuweilen genannt wird. Hört man Wappler zu, so könnte man meinen, dies sei der beste Platz auf Erden. «Die Leute sind warmherzig und freundlich.» – «Hier ist für Kreative und Unternehmer vieles noch möglich, was bei uns undenkbar ist.» – «Teile von Halle erinnern mich an Brooklyn in New York.» – «Der Konformitätsdruck ist bei weitem nicht so stark wie im durchgestylten Zürich.»

Sachsen-Anhalt könnte sich keine bessere Botschafterin wünschen. Wappler ist eine charmante Erscheinung, der man die 49 Jahre

nicht ansieht. Auf offiziellen Fotos versprüht sie einen strengen Lehrerinnencharme, in der direkten Begegnung allerdings erweist sie sich als humorvoll, vif und äusserst diskussionsfreudig. Ihr Arbeitgeber, der Mitteldeutsche Rundfunk, ist eine von neun Anstalten der ARD, eines gigantischen öffentlich-rechtlichen Betriebs mit einem Budget von 6,7 Milliarden Euro und über 22 000 Mitarbeitern. Das Sendegebiet des MDR umfasst die drei Bundesländer Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen, das Unternehmen betreibt einen eigenständigen Fernsehsender, elf Radioprogramme und produziert Einzelbeiträge für die sieben Gemeinschaftsprogramme der ARD, zum Beispiel Das Erste, Kika oder Phoenix.

Entwicklungshelferin aus der Schweiz

Das ganze Gebilde wirkt nicht nur wie eine gigantische Bürokratie-Krake, sondern ist es auch. Alle drei beim MDR beteiligten Bundesländer wollen angemessen berücksichtigt werden, sowohl in der Berichterstattung wie auch bei den Studiostandorten beziehungsweise den

Arbeitsplätzen. Im verpolitisierten Rundfunkrat sitzen Vertreter aller Parteien und aller Bundesländer, die ihre Ansprüche geltend machen. Ihnen muss man genauso gerecht werden wie dem bundesweiten ARD-Gremium. Wappler ist als eine von zwei MDR-Programmdirektoren ständig unterwegs, von einem Gremium zum andern. «Es gäbe tatsächlich einiges zu reformieren», sagt sie. Was unterscheidet die Arbeitskultur hier am meisten von jener in der Schweiz? «Man mag hier strikte Regeln, und man hält sich auch daran.»

Dass jemand von aussen eine solch bedeutende Stelle erhält, ist selten bei der ARD. Wer einmal drin ist, der bleibt ein Leben lang. MDR-Intendantin Karola Wille hat die Schweizerin bewusst nach Halle geholt, um frischen Wind in den Laden mit seiner Beamtenmentalität zu bringen, um den trägen Betrieb ins Internetzeitalter zu führen.

Wappler gehört weder einer Partei noch einer anderen Interessengruppe an; vor allem hat sie in der Schweiz bereits bewiesen, dass sie in einem ähnlichen Umfeld Veränderungen durchsetzen kann: Als SRF-Kulturchefin entstaubte sie den Sender SRF 2 Kultur, führte am Fernsehen die Erfolgsserie «Der Bestatter» ein und strukturierte die gesamte Abteilung um. Wappler war nicht nur einer der einflussreichsten Köpfe innerhalb von SRF, sondern innerhalb der gesamten Schweizer Kulturszene, die zu einem beträchtlichen Teil vom Sender abhängig ist.

Nathalie Wappler, in Kreuzlingen aufgewachsen, hat in Konstanz und Bristol Geschichte, Germanistik und Politologie studiert. Ihren Mann, den in Lüneburg tätigen Medienprofessor Wolfgang Hagen, lernte sie «beim vierhändigen Klavierspiel» kennen. Sie ist befreundet mit dem früheren deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck, den sie von ihrer einstigen Tätigkeit beim deutschen Fernsehen kennt.

Wappler ist weltgewandt, im klassischen Sinne gebildet, und doch ist sie frei von jeglichem Dünkel. Popkultur wertschätzt sie genauso wie sogenannte Hochkultur. Einer der Gründe für ihren Wechsel zum MDR: «Jedes Jahr mit denselben wichtigen Leuten am Filmfestival Locarno – das langweilt irgendwann.» Allein schon dass sie nicht die nahegelegene Metropole Leipzig, sondern Halle als Lebensmittelpunkt gewählt hat, zeigt, dass sie nicht zu jenen Personen gehört, die sich nur in ihrer eigenen Blase bewegen.

Auch ein Orchester verantwortet sie

Die offensichtlichste Änderung, die Wappler bereits umgesetzt hat: In ihrem Team duzen sich alle – egal, ob Chef oder einfacher Angestellter. Dies ist in Deutschland unüblich, erst recht in einem Grossbetrieb wie dem MDR.

Wappler ist für das Kultur- und Jugendprogramm der Fernseh- und Radiosender zuständig. Einen beträchtlichen Teil ihres Budgets verschlingen das MDR-Sinfonieorchester mit rund 120 Musikern, der 73-köpfige Rundfunkchor sowie der Kinderchor. In der Deutschschweiz betreibt die SRG seit der Auflösung des Radio-Sinfonieorchesters Basel 1997 keinen eigenen Klangkörper mehr. Die ARD verfügt über insgesamt sechzehn eigene Orchester und acht Chöre. Zählt das tatsächlich zu den Aufgaben eines Medienunternehmens? Nathalie Wappler bereitet es sichtlich Freude, plötzlich auch Chefin eines grossen und ange-



«Auf ins Pegida-Land.»

«Man mag hier strikte Regeln, und man hält sich auch daran.»



«Der Konformitätsdruck ist bei weitem nicht so stark wie im durchgestylten Zürich»: Programmdirektorin Wappler.

sehenen Orchesters zu sein. «Es ist wichtig, dass ein gutes Orchester in die Regionen und Schulen geht. Die Kommunen hier haben kein Geld für so etwas, und wir profitieren im Programm davon», sagt sie.

Zu stark für SRF

Wie bei SRF soll Wappler auch hier die Zusammenlegung der Radio-, Fernseh- und Internetedaktionen («Konvergenz») vorantreiben, der Online-Bereich erhält zunehmende Bedeutung. «Die regulatorischen Einschränkungen sind hier grösser als in der Schweiz», sagt Wappler. Und die schwerfällige Struktur innerhalb der ARD ist der Innovation nicht gerade förderlich. Als Vorsitzende der gesamtdeutschen ARD-Hörfunkkommission plant Wappler zurzeit eine Radio-App, wo die besten Wortbeiträge aller 55 Sender einfach abrufbar sein sollen. Bei neun ARD-Anstalten, die alle mitreden wollen, ist es nicht ganz einfach, eine gemeinsame Linie zu finden.

Ein Jahr lang steht Nathalie Wappler an der Spitze des Gremiums, dann gibt sie die Leitung wieder ab. Beim ARD-Vorsitz besteht ein

Rotationsprinzip, vergleichbar mit jenem der EU-Präsidentschaft, zurzeit ist der MDR am Zug. In der Schweiz sahen viele Nathalie Wappler bereits als künftige SRF-Direktorin. Ehemalige Arbeitskollegen beschreiben sie als durchsetzungsfähig und charmant; sie gehöre nicht zu jenen, die kuschten, sobald etwas Gegenwind blase. Trotzdem ging sie weg. Und nahm dafür sogar eine signifikante Lohn-einbusse in Kauf.

Es ist ein offenes Geheimnis bei SRF, dass nicht der eher blasse Direktor Ruedi Matter die Zügel in der Hand hält, sondern der Leiter der Abteilung Programme, Hansruedi Schoch. In SRF-Kreisen wird gemunkelt, Machtmensch Schoch habe die starke Kulturchefin zur Flucht getrieben. Zu sehr sei sie ihm vor der Sonne gestanden. Wappler will sich dazu nicht äussern, sie bleibt ihrem ehemaligen Arbeitgeber gegenüber loyal. Einzig ein vielsagender Satz ist ihr zu entlocken: «Der Anruf aus Leipzig kam genau zur richtigen Zeit.» Jedenfalls: Wird über mögliche Nachfolger von Ruedi Matter spekuliert, fällt ihr Name noch immer als einer der ersten.

Wir machen uns auf den Weg vom MDR-Glaspalast in die Altstadt, suchen ein Restaurant zum Nachtessen. Prächtige Jugendstilgebäude, DDR-Plattenbauten und alte, teils charmant-verkommene Fabrikgebäude aus Backstein wechseln sich ab. Wappler weiss zu jeder Kirche, jedem repräsentativen Bau etwas zu sagen. Unübersehbar präsent auf Plakaten und Hinweisschildern ist der hier geborene Barockkomponist Georg Friedrich Händel, der Stolz der Stadt.

An Wochenenden, wenn sie ihren im 270 Kilometer entfernten Lüneburg lebenden Mann nicht sehen kann, erkundet Wappler mit dem Fahrrad das Umland, was sich bei der flachen Topografie geradezu anbietet. «Rundherum hat es viele Burgen, zum Teil Weltkulturerbe, aber alles menschenleer», schwärmt sie. Es gibt eigentlich nur ein Thema, bei dem sie die Nase rümpft: das Essen. Mit den einheimischen Spezialitäten, der währschaften Kost, den vielen Würsten kann sie sich nicht anfreunden. Wenn der Magen knurrt, dann vermisst sie Zürich mit seinen vielfältigen Restaurants. ○

Sturmerprobter Biedermann

Markus Seiler, Chef des Schweizer Nachrichtendienstes, gerät immer wieder ins Kreuzfeuer der Kritik. Der Bundesrat hält an ihm fest, weil Seiler hinter den Kulissen solide Arbeit leistet.

Von René Zeller



«Glasnost im Pentagon»: Spitzenbeamter Seiler.

Markus Seiler schweigt. Die Affäre um den Schweizer Spitzel Daniel M., der deutsche Steuerfahnder jagte und jetzt in Mannheim hinter Gittern sitzt, hat den Nachrichtendienst des Bundes (NDB) in Verruf gebracht. Die Messer werden gewetzt. Zu den potenziellen Verlierern zählt der oberste Staatsschützer.

Es ist richtig, dass Markus Seiler zurzeit schweigt. Er wird sich noch früh genug seiner Haut wehren müssen. Die parlamentarischen Geschäftsprüfer verlangen lückenlose Transparenz. Nationalrat Balthasar Glättli, Fraktionschef der Grünen, unterstellt dem NDB-Chef unrechtmässiges Vorgehen, wirft ihm Desinformation vor und fordert eine parlamentarische Untersuchungskommission

(PUK). Auch das ist legitim. Eine Oppositionspartei muss Krallen zeigen.

Wenn ein Agent auffliegt, hängt auch der Chefagent mit drin. Der 49-jährige Markus Seiler steht gleichsam von Amtes wegen unter Generalverdacht. Über der Dunkelkammer der Nation schweben permanent dunkle Wolken.

Allein auf der Anklagebank sitzt Seiler nicht. Bundesanwalt Michael Lauber ist ebenfalls in Erklärungsnot. Auf welchen verschlungenen Pfaden gelangten die in seinem Verantwortungsbereich angefertigten Protokolle, in denen Daniel M. über seinen Geheimauftrag plauderte, in die Hände der Gegenseite? Ungeklärt ist auch die Rolle des Bundesrats. Der aufgeflogene Agent, der vom Zürcher Rechts-

anwalt Valentin Landmann multimedial verteidigt wird, fahndete von 2011 bis 2014 mutmasslich mit dem Plazet der Regierung in Deutschland nach Steuerfahndern.

Der stets proper gekleidete Markus Seiler ist nicht die Inkarnation eines ausgebufften Schlapphuts. Zuvorkommend höflich ist er, mit seiner modischen Brille und den jugendlichen Gesichtszügen ist er mehr akademischer Musterschüler als ein zu allen Schandtaten bereiter Staatsschützer. Wer seinen Werdegang nachzeichnet, staunt, dass der im zürcherischen Egg aufgewachsene Seiler heute auf einem der heissesten Stühle der Schweiz sitzt. An der Hochschule St. Gallen promovierte er beim Politikwissenschaftler Alois Riklin zum Dr. rer. pol., bevor er als Sekretär und Pressechef der FDP Schweiz die reale Politik beschnupperte. Von der freisinnigen Zentrale dislozierte er 1997 in den «Bernerhof» zum freisinnigen Finanzminister Kaspar Villiger. 2002 zog der Verwaltungsreisende weiter ins Militärdepartement. Unter SVP-Bundesrat Samuel Schmid war Seiler, der in der Armee den Rang eines Oberstleutnants bekleidet, zunächst Chef des Stabs des Departementsvorstehers, ab 2005 amtierte er als Generalsekretär.

Gegenwind als Konstante

2007 strebte der karrierebewusste Seiler das hohe Amt des Bundeskanzlers an. Aber die Bundesversammlung bevorzugte die CVP-Frau Corina Casanova. 2008 geriet Seiler in die Kritik, weil er als Mitglied der Findungskommission die unerspriessliche Wahl von Armeechef Roland Nef mitverantwortet hatte.

Das hielt den neuen Verteidigungsminister Ueli Maurer nicht davon ab, seinen Generalsekretär in höhere Gefilde zu katapultieren. Im Mai 2009 wurde Seiler zum Direktor des Nachrichtendienstes ernannt. Für den verwaltungserprobten Biedermann ohne einschlägige Staatsschutz Erfahrung sprach damals höchstens, dass er seit 2008 als Projektleiter die angepeilte Fusion des im Justizdepartement angesiedelten Inlandnachrichtendienstes mit dem vom Verteidigungsdepartement geführten (zivilen) Auslandnachrichtendienst verantwortet hatte.

Anfang 2010 trat Markus Seiler die Führung des fusionierten NDB an. Wenige Monate später flogen ihm die Fetzen um die Ohren. Eine Inspektion der parlamentarischen Geschäftsprüfer hatte zutage gefördert, dass der neue Nachrichtendienst immer noch die Daten von rund 200 000 Personen bunkerte. Diese «kleine

Fichenaffäre» warf ein denkbar schlechtes Licht auf den Amtsdirektor, der «Mehr Qualität als Quantität» zu einer seiner Maximen erhoben hat. Der Bundesrat gelobte Besserung, und der Nachrichtendienstchef holte den Besen hervor. Ende 2012 bestätigte der externe Datenschutzbeauftragte, der gewesene Urner CVP-Ständerat Hansruedi Stadler, die Datensammlung sei auf ein vertretbares Mass zurückgestutzt worden.

Bald folgte die nächste unrühmliche Episode. 2012 wurde ruchbar, dass ein Mitarbeiter des NDB in grossem Umfang klassifizierte Daten entwendet hatte. Wiederum sah sich die Geschäftsprüfungsdelegation beider Räte genötigt, Seilers Verantwortungsbereich zu röntgen. Daraus resultierte ein 16-seitiger Inspektionsbericht, in welchem dem Amtsdirektor organisatorische Versäumnisse und eklatante Führungsmängel vorgeworfen wurden. Dass Markus Seiler dieses ungewöhnlich scharf formulierte Misstrauensvotum überstand, verdankte er allein dem Bundesrat. Dieser hielt unbeirrt am kritisierten Nachrichtendienstchef fest.

Mentor Ueli Maurer

Was befähigt Markus Seiler, dessen braves Auftreten fast schon zögerlich anmutet, den Stürmen zu trotzen, die dem argwöhnisch beobachteten Nachrichtendienst zusetzen? Weil sein Arbeitsfeld zwangsläufig eine Blackbox ist, lässt sich schwer abschätzen, ob er auf der

Höhe der Zeit agiert. Wenn es ernst gilt, mutiert Seiler ohnehin zum Schweiger.

Ueli Maurer war in seiner Funktion als Verteidigungsminister Seilers Mentor. Als der Datenklau im NDB aufflog, stellte sich der SVP-Bundesrat vor seinen Amtsdirektor, lange bevor die parlamentarische Aufsichtskommission mit ihrer Inspektion begann. Ob Seiler noch der richtige Mann sei, wurde Maurer gefragt. Seine Antwort: «Er ist ganz klar der richtige Mann, alles andere ist reiner Populismus.»

Nach der Publikation des Inspektionsberichts stellte sich der Gesamtbundesrat auf den Standpunkt, offensichtliche Mängel im Informatikbereich des Nachrichtendienstes dürften nicht darüber hinwegtäuschen, dass dessen Gesamtleistung anerkennenswert sei. Was die Landesregierung meinte: Die Fusion zweier Nachrichtendienstzelle sei gut über die Bühne gegangen; ein Dschihadismus-Monitoring sei aufgebaut worden; im Bereich Gewaltextremismus habe der neue Dienst eine zweckdienliche und laufend aktualisierte Lage-Übersicht bereitgestellt; zielführende Massnahmen gegen Cyber-Risiken seien getroffen worden; die Zusammenarbeit mit in- und ausländischen Partnern habe ausgebaut werden können.

Für Markus Seiler spricht überdies, dass er bemüht ist, den rund 300-köpfigen Nachrichtendienst partiell zu entmystifizieren. Als der Referendumskampf um das verschärfte Nach-

richtendienstgesetz näher rückte, leitete Seiler zusammen mit Bundesrat Maurer die Übung «Glasnost im Pentagon» ein. Plötzlich war der Nachrichtendienstchef für Interviews verfügbar. Über seine Tätigkeit sprach er frei von persönlichen Eitelkeiten. Im Abstimmungskampf entschlüpfen ihm, der seine Worte sorgfältig abwog, keine Aussagen, die aus Geheimdienstgründen unter den Deckel gehört hätten. Mit ernster Miene betonte er aber bei öffentlichen Auftritten immer wieder, sein Verantwortungsbereich werde von «weltrekordverdächtig vielen Kontrolleuren» beaufsichtigt. Die behördliche PR-Offensive zeigte Wirkung. Im September 2016 stimmte das Volk dem neuen Nachrichtengesetz mit 65,5 Prozent zu.

Ein Kommunikations-Profi ist Markus Seiler auch in eigener Sache. Er bleibt kühl, wenn er selber bespitzelt wird. So geschehen 2015, als sich die linksalternative *Wochezeitung* in Räuber-und-Poli-Manier auf Spurensuche begab. Die Feldforschung über den vierfachen Vater war unergiebiges Infotainment. Heute fragt besagtes Blatt: «Wer stoppt Seiler?» Der Forscher Carlos Hanimann mutmasst, der Nachrichtendienst habe in der Causa Daniel M. weit übers Ziel hinausgeschossen. Laut Insidern solle Geheimdienstchef Seiler «bereits mehrfach bei anderen Aktionen von der Aufsicht gestoppt worden sein». Bis zum Beweis des Gegenteils ist das faktenfreier Journalismus. ○


Jetzt abstimmen!

Das neue Energiegesetz gefährdet unsere bewährte, bezahlbare und sichere Energieversorgung!
Es führt zu...

...mehr Import von Kohlestrom aus dem Ausland

...höheren Preisen für Strom, Benzin, Diesel und Heizöl

...1'000 riesigen Windrädern, die unsere Landschaft verschandeln

 <p>Schweizerische Eidgenossenschaft Confédération suisse Confederazione Svizzera Confederaziun svizra</p>	
Stimmzettel für die Volksabstimmung vom 21. Mai 2017	
Wollen Sie das Energiegesetz (EnG) vom 30. September 2016 annehmen?	Antwort NEIN

Jubelfahrt ins Grüne

Seit die Bernerin Regula Rytz bei den Grünen allein das Sagen hat, gewinnt die Partei wieder Wahlen. Wer ist die Chefin? Warum hat sie Erfolg? Und was können die anderen von ihr lernen?

Von Hubert Mooser

In diesen Tagen im Mai ist die Präsidentin der Grünen, Regula Rytz, mit sich und der Welt zufrieden. Sie sitzt während der Sondersession des Nationalrats in der Wandelhalle vor ihrem Laptop. «Junge Talente», schwärmt die 55-jährige Rytz und zeigt auf das Bild von Basil Oberholzer, einem Jungpolitiker aus St. Gallen, «engagierte Grüne wie der junge Ökonom sind mit ein Grund für die Wahlerfolge der letzten Monate.» Oberholzer ist einer der neuen grünen Kantonsparlamentarier in St. Gallen.

Wie in alten Zeiten

Es läuft zurzeit gut für die Grünen. Hinter Rytz liegen die erfolgreichsten Monate ihrer Amtszeit als Parteipräsidentin. In St. Gallen, Wil, Rapperswil-Jona, Langenthal, Biel, Luzern und Glarus haben die Grünen neue Parlaments- und Exekutivsitze gewonnen und in der Bundesstadt mit Alec von Graffenried das Stadtpräsidium. Sechs Sitze gewannen die Grünen im Walliser Parlament. Im Waadtland resultierten zwei zusätzliche Sitze. In Solothurn zog die frühere Nationalrätin Brigit Wyss in die Kantonsregierung ein – es ist fast wie in alten Zeiten, als die Grünen nach vorn preschten. Bei den nationalen Wahlen 2007 erzielten sie mit einem Wähleranteil von fast zehn Prozent das stärkste Wachstum in ihrer Parteigeschichte.

Wie heute war die politische Grosswetterlage in der Schweiz damals eigentlich ungünstig für die traditionellen ökologischen Themen der Grünen. In jenen Jahren machte die SVP die Musik. Und die Linke versuchte, Stimmung gegen Bundesrat Christoph Blocher zu machen.

Unter Rytz geht es nicht mehr bloss gegen Blocher und die SVP. Die Berner Politikerin hat die Rettung der Welt vor Augen. Sie sieht ihre Partei als eine «konstruktive Kraft, gegen Trump, Erdogan, Freysinger und Wilders». Sie sieht die Grünen und deren Nachwuchs als Bollwerk gegen den Rechtspopulismus. «Die Grünen sind seit ihrer Gründung die Partei der Bürger- und Grundrechte», sagt sie. Das hätten die Wähler jetzt honoriert.

Aber wie viel Rytz steckt in den grünen Wahlerfolgen der letzten Monate? Seit Frühjahr 2016 ist die Berner Nationalrätin alleinige Präsi-



Mit der Lenkstange gegen den Populismus: Präsidentin Rytz.

tin der Grünen, vorher teilte sie sich vier Jahre lang das Präsidium mit der Westschweizer Nationalrätin Adèle Thorens. Die Co-Regentschaft endete in einem Wahldebakel, die Partei verlor 2015 fünf Parlamentssitze. Josef Lang, Zuger Urgestein der Grünen und alt Nationalrat, kritisierte die einseitige und technokratische Ausrichtung auf die Ökologie.

Rytz nahm sich die Kritik zu Herzen. Sie verordnete der Partei einen neuen Auftritt im Internet. Sie sorgte für Veränderungen im Parteisekretariat, indem sie Regula Tschanz zur Generalsekretärin wählen liess. Mit Lisa Mazzone holte sie eine junge Westschweizer Nationalrätin als Vizepräsidentin in den Vorstand. In Bern spielte Rytz frauensolidarisch die Gotte für die frischgewählte Basler Nationalrätin Sibel Arslan.

Der erste Test, die Abstimmung über die Initiative für eine grüne Wirtschaft, war ein Flop. Die Vorlage wurde 2016 an der Urne deutlich abgelehnt. Die darauffolgende Kampagne für die Atomausstiegsinitiative habe die Grünen

«einen grossen Sprung nach vorn gebracht», sagt Rytz. Auch diese Abstimmung verloren sie, doch den Anteil von über vierzig Prozent Ja-Stimmen verbuchen die Grünen als Teilerfolg. Rytz politisierte seither «frecher und pointierter», hat Josef Lang beobachtet. Andere monieren, man sehe bei den Grünen nur noch die Präsidentin. Und öfter hört man: Rytz sei sehr fleissig, aber langweilig.

Unübersehbar ist: Regula Rytz überlässt nichts dem Zufall. Jeder ihrer Auftritte ist gewissenhaft vorbereitet. Wenn sie sich zu einem Thema eine Meinung gebildet hat, ist sie kaum mehr davon abzubringen. Auf Einwände von Parteikollegen pflegt sie in ausführlichen Mails auszuführen, weshalb sie trotzdem recht habe. Wenn man sie darauf anspricht, dass sie als oberlehrerinnenhaft empfunden werde, macht sie grosse Augen und sagt: «Ach ja?» Darauf lenkt sie die Aufmerksamkeit sogleich wieder auf die Homepage der Grünen mit den jungen Nachwuchspolitikern, ihren erklärten Lieblingen.

Rytz ist so etwas wie die charmantere Version von Simonetta Sommaruga. Sie ist kompetent und nach allen Seiten betont freundlich. Sie beleidigt nie

jemanden, hört aufmerksam zu, auch wenn die Gegner etwas sagen, was ihr gegen den Strich geht. Kurz: Sie gibt den regulierungswütigen Grünen ein freundliches Gesicht. Das verschafft ihr viele Auftritte in den Medien und den Respekt der Gegner. SVP-Verkehrspolitiker Ulrich Giezendanner sagt über sie: «Sie ist zwar ultralinks, aber man kann trotzdem gut mit ihr reden.» Ideologisch ist sie tatsächlich am linken Rand verortet. In Gewerkschaftskreisen, Umwelt- und Verkehrsverbänden ist sie engmaschig vernetzt, was ihre Karriere beflügelt hat.

Armeekritische Thunerin

Aufgewachsen ist Regula Rytz in der Nähe von Thun, zusammen mit zwei Brüdern. Der Vater arbeitete als Architekt beim Kanton, die Mutter als Klavierlehrerin. Rytz besuchte das Lehrerseminar in Thun und trommelte zuerst für die SP. Aber in Thun gibt es eine Kaserne und die Waffenschmiede Ruag. Daran hängen viele Brotkörbe, weshalb die SP Thun weniger armeekritisch ist, als es Rytz lieb ist. So zog sie

nach Bern, wo sie nach Abschluss des Lehrerseminars Geschichte studierte.

Die Suche nach einer neuen politischen Heimat führte sie ins Stadtberner Grüne Bündnis (GB). Damals grünte es in ganz Europa. Also gründeten Aktivistinnen der Sozialistischen Arbeiterpartei mit Gleichgesinnten eine neue Bewegung. Rytz wurde die erste Parteisekretärin des Bündnisses. Mit Therese Frösch schaffte sie 1992 das GB den Einzug in die Exekutive der Stadt Bern. Rytz wurde zwei Jahre später Grossrätin. 2001 wechselte sie als Zentralsekretärin für Arbeitsrecht zum Gewerkschaftsbund. Als Frösch in den Nationalrat einzog, wurde Rytz ihre Nachfolgerin in der Stadtextekutive. 2011 drängte auch sie auf die nationale Bühne. Kaum im Nationalrat, übernahm Rytz ein Jahr später gemeinsam mit Adèle Thorens das Parteipräsidium. Jetzt hat sie die ganze Macht.

Ob sie im Frühjahr 2018 für eine weitere zweijährige Amtsperiode antreten wird, lässt sie vorerst offen. Wegbegleiter würden sich nicht wundern, wenn Rytz ein anderes Amt anstrebte. Zum Beispiel das Präsidium des Verkehrs-Clubs der Schweiz (VCS), falls die amtierende Präsidentin, SP-Nationalrätin Evi Allemann, in einem Jahr tatsächlich in den Berner Regierungsrat gewählt wird. Oder die Nachfolge von SP-Ständerat Paul Rechsteiner an der Spitze des Gewerkschaftsbunds. ○

Gemüse

Grüner Sauertopf

Zürichs Öko-Moralisten sind die neuen Zwinglianer.

In der Stadt Zürich haben die Jungen Grünen eine Initiative eingereicht mit der Forderung, dass staatliche Kantinen täglich ein veganes Menü anbieten müssen. Öffentliche Veranstaltungen sollten zudem nur unter der Voraussetzung bewilligt werden, dass dort eine «angemessene Anzahl veganer Speisen» angeboten werden. Man darf gespannt sein auf das nächste fleischlose Oktoberfest in der Limmatstadt.

Der Stadtrat hat nun einen Gegenvorschlag gutgeheissen. Die Mehrheit teilt das Grundanliegen der Initiative für eine nachhaltige und faire Ernährung und will beispielsweise mit «vegetarischen und klimafreundlichen



Vegane Pizza.

Menüangeboten» die umweltschonende Ernährung fördern. Dafür wird die Gemeindeordnung ergänzt, in der bereits die 2000-Watt-Gesellschaft postuliert wird. Die neuen Gesellschaftsgouvernanten sind grün. Die bigotten Zwinglianer verboten Tanz und Spiele, die Öko-Prediger Schweinshaxen und Benzinmotoren. Die Kanzel ist die gleiche, nur das Personal hat gewechselt.

Verbote, Bevormundungen, sauertöpfischer Moralismus. In Deutschland welkt das grüne Politpflänzchen. Bei den Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen wurde die Partei an der Urne gerade halbiert. Eines der dominierenden Wahlkampfthemen war der rasante Umbau des Schulsystems durch die grüne Bildungsministerin: Bevorzugung des individualisierten Unterrichts unter Schwächung der Lehrerautorität und die vorangetriebene «Inklusion», die von den Behörden verordnete Integration behinderter Kinder in den Regelklassen.

SPD und Grüne wurden dafür abgewählt, in der Schweiz wird diese Reform unter dem Titel «Lehrplan 21» durchgesetzt – auch von Mitte-rechts-Kantonsregierungen. *Peter Keller*

Teilhabe an auserlesenen Ertragschancen.

Jetzt entdecken unter [swisscanto.ch/obligationen](https://www.swisscanto.ch/obligationen) oder bei Ihrer Bank

Der richtige Riecher: Im aktuellen Tiefzinsumfeld ergeben sich neue Opportunitäten, auch für Obligationenanleger. Unser Team ist Pionier im Aufspüren neuer Ertragsquellen. Entdecken Sie sie jetzt und profitieren von unserer umfassenden Fixed-Income-Expertise.



**Swisscanto
Invest**

by Zürcher Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb von Swisscanto Fonds sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlegerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können unter [swisscanto.ch](https://www.swisscanto.ch) sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8001 Zürich, allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel, kostenlos bezogen werden.

Ein Palast als Pfarrhaus

In Pfäffikon ZH soll ein Fünf-Millionen-Pfarrhaus für die Katholiken entstehen. Der grüne Kirchenpflegepräsident beantragt eine Fotovoltaikanlage für 740 000 Franken. Diese deckt weniger als 10 Prozent des Energiebedarfs. *Von Christoph Mörgeli*

Papst Franziskus hat bekanntlich statt vatikanischer Prunkgemäcker eine einfache Wohnung bezogen. Über diese Botschaft der Bescheidenheit können seine Schäfchen in der Zürcher Oberländer Gemeinde nur mitleidig lächeln. Die dortige katholische Kirchgemeinde plant ein neues Pfarrhaus für rund fünf Millionen Franken. Statt mit den Steuergeldern haushälterisch umzugehen, will die Behörde klotzen statt kleckern. Dabei hat die Pfarrei für ihren Seelsorger erst 1994 eine neue Wohnung gebaut, in welcher der Gemeindeleiter mit seiner Familie komfortabel untergebracht ist. Im gleichen Gebäude befinden sich zusätzlich eine kleine Wohnung und ein Gästezimmer mit eigenem Eingang.

Vier Büros für die Seelsorge

Das «alte» Pfarrhaus – 1963 errichtet – beherbergt heute die Büros für das Pfarrei-sekretariat und Besprechungsräume. Es soll nun nach dem Willen der Kirchenpflege durch ein neues dreigeschossiges Gebäude ersetzt werden. Bruttokosten: 4 982 800 Franken. Im

Erdgeschoss sind ein Sitzungszimmer, ein Besprechungsraum und in einem auffällig vorspringenden Gebäudeteil nicht weniger als vier Büros für die Seelsorge vorgesehen – dabei verfügt die Kirchgemeinde nicht einmal über einen Priester. Dazu kommen ein ebenerdiges Gartengeschoss mit Sekretariat, Empfang, Backoffice, je ein Bistro im Gebäude und in der Gartenanlage, Büros für Hauswart und Lernende, Archiv, Kopierer, Dusche für die Mitarbeiter, Küche, Putz-, Wasch-, Technik- und Abstellräume. In der Dachetage sind eine Dreieinhalbzimmerwohnung für den Pfarrer und eine Eineinhalbzimmerwohnung vorgesehen.

Ob der Gemeindeleiter die neugeplante Wohnung überhaupt beziehen wird, ist noch völlig offen. Kirchenpflegepräsident Hans Jäckle meint dazu: «Wir haben so viele Mitarbeiter – ich bin mir sicher, dass wir die Wohnung vermieten können.» Trotz völlig unsicherer Perspektive bezüglich der künftigen Wohnungsnutzer wirbt die Kirchenpflege für ihr Mammutprojekt mit der Devise: «Das neue Pfarrhaus soll wieder zu einem richtigen Pfarrhaus werden.»

Ein neugestalteter «Kirchenplatz» ist als «Treffpunkt für Mitarbeiter und Besucher» vorgesehen. Der klotzige, bunkerähnliche Bau mit Flachdach ist ein Projekt von Pia Kiebel (Generalplanung: APB Architekten AG), wobei allein der Projektierungskredit 250 000 Franken betragen soll.

Noch vor einem Jahr hatte die Kirchenpflege für das Projekt lediglich 2,5 Millionen veranschlagt. Die Architektin begründete die

Baus von 1963 mit tadelloser Bausubstanz nebst anschliessendem Neubau – ist für die grün geführte Kirchenpflege ebenso wenig ein Problem wie der künftige Aufwand zur Bewirtschaftung eines enorm vergrösserten Bauvolumens.

«Laster im Gewand der Tugend»

Verschwenderisch liebt man es in Pfäffikon auch bei den Umgebungsarbeiten. Obwohl die gegenwärtige Gartenanlage schön und ansprechend ist, sind dazu 530 000 Franken budgetiert. Der Posten «Ausstattung» mit neuen Büromöbeln beträgt nicht weniger als 164 000 Franken. Noch gar nicht absehbar sind die Kosten wegen der vorgesehenen fünf Parkplätze. Die Zufahrt führt nämlich über eine Privatstrasse, und ein Nachbar hat bereits verlauten lassen: «Wenn diese Parkplätze Teil des Projekts bleiben, werden wir alle rechtlichen Mittel nutzen. Das wird Juristenfutter.» Über den happigen Fünf-Millionen-Kredit wird in Pfäffikon nicht einmal an der Urne entschieden, sondern bloss durch die Kirchgemeindeversammlung.

Nun ist Pfäffikon ZH keineswegs die einzige Kirchgemeinde, die trotz dramatisch sinkender Nachfrage nach geistlicher Betreuung ein völlig überrissenes Bauprojekt stemmt. Bei der katholischen wie der reformierten Landeskirche wird das geistige Vakuum zunehmend durch Bauvolumen ersetzt. Man investiert in teuren Beton statt in gute Theologie. Die Pfäffiker Kirchgemeinde, die auch Fehraltorf, Hittnau und Russikon umfasst, ist benannt nach dem heiligen Benignus. An der Kirchgemeindeversammlung vom 31. Mai wird sich zeigen, ob die Gemeindeglieder dem Prunkbau mit aufwendigster Fotovoltaik zustimmen oder ob ein Drittel der Anwesenden eine Urnenabstimmung verlangen. Oder ob sie sich der uralten Fürbitte – an den heiligen Benignus gerichtet – entsinnen: Dieser soll uns armen Sündern nämlich beistehen, wenn sich «das Laster im Gewand der Tugend schlauesteckt». ○



Bruttokosten von 4 982 800 Franken: neues Pfarrhaus von Pfäffikon ZH.

zwischenzeitige Verdoppelung der Kosten gemäss Zürcher Oberländer neben anderem mit der Fotovoltaikanlage, einer neuen Erdsonden-Wärmepumpe und den Auflagen für den Hochwasserschutz. Kirchenpflegepräsident und VCS-Mitglied Hans Jäckle, der sich als Grüner dreimal vergeblich um den Einsitz im Russiker Gemeinderat bemüht hat, meinte dazu: «Wir wollen punkto Nachhaltigkeit

Zum «guten Beispiel» werden auch die nichtkatholischen Steuerzahler von Pfäffikon beitragen.

mit gutem Beispiel vorangehen.» Die neue Anlage kostet 731 400 Franken, wird aber nicht einmal 10 Prozent des Energiebedarfs decken. Übrigens werden zum «guten Beispiel» mit erneuerbarer Energie auch die nichtkatholischen Steuerzahler von Pfäffikon beitragen. Der ökologische Sündenfall – der Abbruch eines völlig funktionstüchtigen

Professor Wahrheit

Rolf Wüstenhagen von der Universität St. Gallen ist immer strikt pro Alternativenergie. Mit ihm über die Rolle von Wissenschaftlern zu diskutieren, erweist sich als schwierig.

Von Alex Reichmuth

Im Abstimmungskampf um das Energiegesetz werde «gelogen, dass sich die Brennstäbe biegen». So liess sich Rolf Wüstenhagen kürzlich im *Blick* zitieren. Der Professor der Universität St. Gallen (HSG) stellte im Artikel sechs angebliche «Pseudofakten» richtig. Wüstenhagen vertrat dabei das, was er immer vertritt: Solar- und Windstrom sind gut. Fossile Brennstoffe sind schlecht. Atomkraft ist des Teufels. Der Professor machte diesmal einen Anspruch auf Absolutheit geltend: «Wissenschaft lässt sich nicht verhandeln.»

Die *Weltwoche* trifft Rolf Wüstenhagen in St. Gallen. Sportliche Erscheinung, einwandfreie Manieren. Ob ein Wissenschaftler in einer politischen Debatte behaupten dürfe, die Wahrheit zu kennen, wollen wir wissen. «Die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit ist immer ein Spannungsfeld», erklärt er. Er versuche, «dieses Spannungsfeld produktiv zu nutzen».

Was war seine Motivation zum Auftritt im *Blick*? «Es gab Punkte in der Energiedebatte, die ich inhaltlich nicht für zutreffend halte.» Hat er selber formuliert, Wissenschaft lasse sich nicht verhandeln? «Es gab im ganzen

Text natürlich sprachliche Anpassungen.» Der Professor redet aalglatt.

Weder Ecken noch Kanten erkennbar

Andere Wissenschaftler kommen vor der Abstimmung über das Energiegesetz zu völlig anderen Resultaten als Wüstenhagen. So hat das Paul-Scherrer-Institut (PSI) verkündet, erneuerbare Energien schaden der menschlichen Gesundheit stärker als die Atomkraft.

Sind die PSI-Forscher also vom Pfad der Wissenschaft abgekommen? «Meine Motivation ist, zu ergründen, warum andere Wissenschaftler zu anderen Schlüssen kommen als ich», erwidert Wüstenhagen. Alles klar. Der gelernte Wirtschaftsingenieur ist vor zwanzig Jahren an die HSG gekommen und arbeitete – von einem Abstecher in die Bankenwelt und einigen Gastaufenthalten an anderen Universitäten abgesehen – immer hier. Wüstenhagen hat in St. Gallen doktriert und habilitiert. Seit 2009 hält er den «Good Energies Lehrstuhl für Management Erneuerbarer Energien». Good Energies war ein Schweizer Unternehmen, das in Alternativenergien investierte. 2013 hat sich Good Energies aufge-

löst. Das Nicht-mehr-Engagement kann zu Missverständnissen in Bezug auf Wüstenhagens Unabhängigkeit führen.

Der Mann zeigt im Gespräch weder Ecken noch Kanten. Welche Reaktionen erhielt er nach der *Blick*-Aktion? Es habe «zwei Arten von Rückmeldungen gegeben», führt er aus. Die einen hätten seinen Auftritt als «überfällig» bezeichnet, die anderen negativ reagiert. Gab es etwas, was ihn verärgerte? «Im Umfeld des Nein-Komitees hat man zum Teil mit Hinweisen auf meine ursprüngliche Nationalität reagiert.» Wüstenhagen ist gebürtiger Deutscher, besitzt aber längst den Schweizer Pass. Es ist schwer vorstellbar, mit ihm Streit zu bekommen. Da ist immer nur dieses Lächeln. Wüstenhagen wirkt viel jünger als seine 47 Jahre. Er wirkt wie ein Muster-

schüler.

Tschernobyl hat ihn politisiert

Wie ist er zum Thema Energie gekommen? Aus seiner Antwort wird klar, dass ihn die Atomkatastrophe von Tschernobyl 1986 politisiert hat. Ist er also ein AKW-Gegner, der in die Wissenschaft gegangen ist? Es ist das einzige Mal im Gespräch, dass Rolf Wüstenhagen sichtbar um Worte ringt. Doch dann huscht wieder dieses Lächeln über sein Gesicht, als habe er Erlösung gefunden: «Ich bin ein neugieriger Mensch, der nach Erkenntnissen sucht», doziert er. Gleichzeitig habe er «das Gefühl, dass es meine Verantwortung ist, meiner Tochter und ihresgleichen eine gute Zukunft zu hinterlassen». Er suche nach «Wegen, hier einen Beitrag zu leisten». Die Belanglosigkeit in Wüstenhagens Antworten scheint endlos erneuerbar. ○



Suche nach Erkenntnissen: Wüstenhagen.

Andere Forscher kommen vor der Abstimmung zu völlig anderen Resultaten.



Podium mit spannenden Gästen:
«Verantwortung der Religionen im Krieg»



Kirche in Not
Aide à l'Église en Détresse
Aid to the Church in Need

ACN SCHWEIZ LIECHTENSTEIN

www.kirche-in-not.ch



Wallfahrt nach Einsiedeln mit Patriarch Louis Raphaël I. Sako, Bagdad, Irak Sonntag, 21. Mai 2017

12.30 h Hl. Messe in der Klosterkirche
15.15 h Podium im Kongresszentrum

Teilnehmer



Louis Sako



Ulrich Tilgner



Dr. El Guindi



Roberto Simona

Moderator



Martin Spilker



GELESEN

«Post und SBB wollen Renten kürzen»

GELESEN

«Warum Rentner arbeiten wollen»

Ideen zum Vergessen

Die Wirtschaftswissenschaften sind nach der Finanzkrise selber in die Krise geraten und haben sich noch kaum erholt. Glücklicherweise gibt es auch Lichtblicke.

Von Daniel Lampart



Vergesst den Kapitalismus!»: Das fordert der erste Artikel im neu erschienenen Wirtschaftsbuch der Ökonomen Bruno S. Frey und David Iselin mit dem englischen Titel «Economic Ideas You Should Forget». Im Buch schlagen rund siebzig mehrheitlich bürgerliche Ökonomeninnen und Ökonomen vor, wirtschaftliche Konzepte wie die Managerboni, die «rationalen Erwartungen» oder die Idee, dass Wohneigentum ökonomisch positiv sei, über Bord zu werfen.

Vor rund zehn Jahren, nach Ausbruch der Finanzkrise, hätte sich der Kapitalismus fast selber abgeschafft. Nur dank einer expansiven Geld- und Finanzpolitik konnte ein wirtschaftliches Lichterlöschen verhindert werden. Bei einem Besuch der renommierten London School of Economics im Jahr 2008 fragte die britische Königin Elizabeth II die anwesenden Ökonomen: «Why did no one see it coming?» Die verlegenen Ökonomen brauchten sechs Monate für die Antwort. Sie hätten «kollektiv versagt». Ihre Modelle und Theorien waren nicht in der Lage, eine Jahrhundertkrise vorauszusagen. Teile der Wirtschaftswissenschaften gerieten in eine Krise. Manche Ökonomeninnen und Ökonomen verkündeten, dass sie ihre Modelle nun grundsätzlich überarbeiten würden.

Blasen und Krisen

Geschehen ist noch wenig. Zehn Jahre nach Ausbruch der Finanzkrise arbeitet die Europäische Zentralbank (EZB) nach wie vor mit einem mittelalterlich anmutenden Wirtschaftsmodell zur Konjunkturprognose: Diese Wirtschaft besteht aus Privathaushalten, die in der eigenen Firma für sich selber drei Produkte herstellen. In dieser extrem vereinfachten Modellwirtschaft gibt es keine Krisen. Ausser es handelt sich um Schocks oder Katastrophen, die von aussen – aus heiterem Himmel – kommen.

Im Buch von Frey und Iselin werden solche Modelle kritisiert. Der Risikoforscher Peter Cauwels zeigt, dass Blasen und Krisen auf den heutigen Finanzmärkten nicht nur systembedingt sind, sondern dass die Verwendung der «Volatilität» als Risikomass in Banken und Pensionskassen solche Entwicklungen sogar verstärken kann. Einer der Doyens der modernen Ökonometrie, David F. Hendry, betont, dass wir die Wirtschaft als eine Folge von Ungleichgewichten verstehen müssen, an die sich die

wirtschaftlichen Akteure anzupassen versuchen. Diese Beiträge sind positiv und sehr lesenswert. Gleichzeitig spiegelt der Negativansatz des Buches – «Ideen, die man vergessen sollte» – ein Malaise. In der Ökonomie hat sich auch zehn Jahre nach Ausbruch der Finanzkrise noch keine neue, bessere Theorie etabliert.

Orientiert man sich am vorliegenden Buch, so haben die Ökonomen vor allem bei der Analyse des Staates Fortschritte gemacht. Der frühere Radikal-Liberalisierer Jeffrey Sachs hebt die nordischen Staaten hervor, weil bei



Erfrischende Kritik der Bonuslohnsysteme.

ihnen im Gegensatz zu den USA Effizienz und sozialer Ausgleich Hand in Hand gehen. Die Wirtschaftsgeschichte zeigt, dass ein funktionierender, leistungsfähiger Staat in der Regel mit einem höheren Wohlstand einhergeht. Menschen, denen es bessergeht, leben in Ländern mit einer höheren Staatsquote. Arme Länder haben hingegen oft tiefe Steuern und ein unterentwickeltes Staatswesen. Wichtig ist aber, dass die demokratische Öffentlichkeit die staatlichen Aktivitäten kritisch überwacht und, wo nötig, anpasst (Beitrag von Tim Besley). Der leider viel zu früh verstorbene, offene Denker Gebhard Kirchgässner schliesslich demontiert die abstruse Vorstellung, dass staatliche Sparmassnahmen zu einem Aufschwung führen

können. Im Gegenteil, vor allem ärmere Haushalte seien die Leidtragenden.

Ökonomisch definitiv von gestern ist hingegen der Beitrag des neuen Chefs des deutschen Ifo-Institutes, Clemens Fuest. Er lobt die neoliberale Politik von Margaret Thatcher als Treiber eines wirtschaftlichen Aufschwungs. Dabei hat gerade diese Politik den Grundstein für die Finanzkrise und die heutigen Probleme in Grossbritannien gelegt. Fuest begibt sich damit auf die Abwege seines Vorgängers Hans-Werner Sinn. Bereits unter Sinn fiel das Ifo-Institut als Sprachrohr von politisch motivierten, konservativen Ideen und Ratschlägen auf. Unter Fuest droht das Ifo-Institut auch künftig ungenügende Noten zu erhalten. Denn bereits vor rund zehn Jahren äusserten externe Prüfer des Instituts Zweifel, «ob alle politischen Ratschläge des Ifo-Instituts auf ausreichend rigoroser, empirischer Forschung basieren».

Erfrischend ist die Kritik der Bonuslohnsysteme von Margit Osterloh und Katja Rost. Solche Anreizsysteme schaden in einer komplexen, arbeitsteiligen Wirtschaft mehr, als dass sie nützen. Fixlöhne zusammen mit qualifizierten Rückmeldungen an die Angestellten seien zielführender.

Recht hat auch der Chef der Konjunkturforschungsstelle (KOF) an der ETH Zürich, Jan-Egbert Sturm, mit seiner Beobachtung, dass die Schweizerische Nationalbank (SNB) auf politischen Druck reagiert, unter anderem bei der Aufgabe des Mindestkurses im Januar 2015. In seiner Darstellung der Ereignisse in den Monaten davor vergisst er leider wichtige ökonomische Zusammenhänge. Die SNB musste damals Euros kaufen, weil sie im Gegensatz zur EZB noch keine Negativzinsen eingeführt hatte.

Eine der Stärken von Ökonomeninnen und Ökonomen ist, dass sie sich kurz und klar ausdrücken können. Die meisten Beiträge sind kürzer als zwei Seiten. Davon profitiert das Buch ungemein. Leider ist es nur auf Englisch erhältlich. Sonst müsste man es manchen Politikerinnen und Politikern, aber auch Medienschaffenden – namentlich auch der *Weltwoche* – als Pflichtlektüre empfehlen.

Daniel Lampart ist Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes.

Bruno S. Frey und David Iselin: Economic Ideas You Should Forget. Springer. 166 S., Fr. 33.–

«Lieber ins Heim»

Interventionen von Behörden bei Erziehungsproblemen sorgen für Empörung – so zuletzt im Fall «Boris». Bei Brigitte Hüsler* hingegen blieb jede Hilfe aus. Mit vierzehn wurde sie schwanger vom Bruder und musste abtreiben. Danach überliess man sie ihrem Schicksal. Von Alex Reichmuth und Antje Kahl (Illustration)



Sie suchte nach seelischem Halt, aber alle machten einen Bogen um sie.

Brigitte Hüsler erinnert sich genau: Die Abtreibung fand an einem Donnerstag statt. Um acht Uhr morgens musste sie beim Arzt erscheinen. Den Eingriff selber hat sie als «fabrikmässig» in Erinnerung. Am Nachmittag ging die damals Vierzehnjährige wieder in den Unterricht. «Wer schwanger werden kann, kann auch zur Schule gehen», habe ihr die Mutter mitgeteilt. Schwanger geworden war sie vom Bruder.

Es sei kein einmaliger Missbrauch gewesen, sagt Brigitte Hüsler. «Er schlich jeweils in mein Zimmer, wenn wir alleine zu Hause waren.» Der drei Jahre ältere Bruder habe zwar nie physische Gewalt angewendet, von einvernehmlichem Sex könne aber keine Rede sein. «Er setzte mich unter Druck, niemandem etwas zu sagen.» Die Mutter habe davon gewusst, ihr aber gedroht, sie in ein Kinderheim zu stecken, wenn jemand davon erfahre. Eine

Lehrerin, der sie sich doch anvertraut habe, bezichtigte sie der Lüge: Ihr Bruder mache «so etwas» nicht.

Eines Tages habe sie ein «komisches Gefühl» im Bauch gehabt, so Hüsler. Instinktiv habe sie auf eigene Faust einen Schwangerschaftstest gemacht und daraufhin eine Nachbarin angerufen. «Sie schleppte mich zu einem Arzt.»

Bloss Doktorspiele?

«Seit ca. einem Jahr sei es zwischen den Geschwistern ca. 5 Mal im Elternhaus zu intimmem Verkehr gekommen, der erst durch die Schwängerung der Patientin aufgedeckt wurde», steht in einem Bericht, der der *Weltwoche* vorliegt. Verfasst wurde er von der stellvertretenden Leiterin der Jugendpsychiatrie des Wohnkantons von Hüsler. Im Bericht wurde die «Indikation zur Interruptio» festgestellt,

dass also ein Schwangerschaftsabbruch nötig sei. Brigitte Hüsler erinnert sich an eine ältere Frau mit *Bürzi*, bei der sie vor dem Eingriff mehrmals gewesen sei. Sie habe sich von dieser Frau nicht ernst genommen gefühlt. Diese sei wohl davon ausgegangen, es hätten sich bloss «Doktorspiele» unter Kindern zugetragen.

Der erwähnte Bericht beschreibt Hüslers Mutter als «dominant» und den Vater als «emotional wenig spürbar». Die Eltern zeigten «starke Tendenzen, den Beischlaf der Geschwister zu bagatellisieren». Zwischen den Familienmitgliedern bestehe «eine übermässig intensive Loyalität», ja eine «zementierte Loyalität». «Das Familienleben wurde als eine völlige Harmonie dargestellt», steht weiter.

Brigitte Hüsler ist heute 46 Jahre alt. Den Missbrauch durch den Bruder habe sie verarbeitet, sagt sie – nicht aber, dass sie damals keine Hilfe bekommen habe. Sie sei nach der Abtreibung ihrer Familie überlassen worden. Diese habe ihr die Schuld an den sexuellen Kontakten gegeben. «Ich durfte nicht mehr am Tisch essen und musste zu Hause bleiben, wenn die anderen weggingen.»

Von einer Krise zur nächsten

Die Schilderungen von Hüsler über ihre weiteren Lebensstationen sind schwer zu ertragen. Es ist die Geschichte einer jungen Frau, die offenbar dringend Zuwendung brauchte, sie aber nicht fand. Hüsler suchte nach seelischem Halt, aber alle machten einen Bogen um sie. In den Jahren nach dem Missbrauch und der abgebrochenen Schwangerschaft verwehrte sie anscheinend. Noch als Minderjährige riss sie mehrmals von zu Hause aus und lebte vorübergehend in einer fremden Stadt. Doch immer kehrte sie zurück, meist aus materieller Not. Sie war mit einem Dealer liiert, später mit einem Trinker. Sie erlebte physische Gewalt, nahm selber weiche Drogen und verfiel zeitweise dem Alkohol. Im frühen Erwachsenenalter wurde sie zweimal Mutter. Sie lebte vorübergehend in einem Mutter-Kind-Heim und blieb als Alleinerziehende zurück.

Es gab auch Phasen des Glücks in ihrem Leben. Doch jedes Mal, so scheint es, schlug das Schicksal danach umso härter zu. Anfang der 1990er Jahre fand Hüsler im Berner Oberland Anschluss an eine *gmögige* Familie und baute sich eine karge Existenz auf. Doch dann brach sie von einem Tag auf den anderen die Zelte ab und kehrte zurück ins Elternhaus,

denn ihr Vater war akut erkrankt. Sie glaubte, helfen zu müssen. Es war eine Rückkehr zu den alten Problemen. Später heiratete Hüsler einen Mann, der sie einst davon abgehalten hatte, sich vor einen Zug zu werfen. «Diese Heirat war die beste Entscheidung meines Lebens», so Hüsler. Doch die Ehe dauerte nur wenige Jahre. Ihr Mann starb 2006 bei einem Arbeitsunfall.

Brigitte Hüsler ist überzeugt: Vieles, was schief lief, hat damit zu tun, dass man ihr als junges Mädchen keine Hilfe gewährt hatte. «Hätte ich als Sechzehnjährige die Kraft gehabt, meine Lehre in einer Apotheke weiterzuführen, wäre mein Leben anders verlaufen», sagt sie. Aber niemand habe eingegriffen. Sie habe in der unmöglichen Familiensituation bleiben müssen.

«Massive Verwahrlosungsgefährdung»

Vor drei Jahren bekam Hüsler den erwähnten Bericht der Jugendpsychiatrie zugestellt. «Nach langem Kampf, dass er mir gegeben wird», fügt sie an. Im Bericht ist von einer «massiven Verwahrlosungsgefährdung» der Vierzehnjährigen die Rede. Man liest, der Familie sei «therapeutische Hilfe» angeboten und dem Mädchen eine «Nachbetreuung» nahegelegt worden. Offenbar fand beides nicht statt. «Die Eltern haben beschlossen, die Probleme innerhalb der Familie zu lösen, und

wollen keine Anzeige gegen den Sohn erstatten», heisst es zum Schluss.

Sie habe mit der Faust gegen die Wand geschlagen, als sie den Bericht 2014 in den Händen gehabt habe, sagt Hüsler. «Ich hatte nun schwarz auf weiss, dass den Behörden damals alles bekannt war – vor allem, wie schwierig meine Situation in der Familie war.» Trotzdem seien alle untätig geblieben – wohl aus Angst, sich bei dieser Angelegenheit die Finger zu verbrennen.

Vor kurzem hat der Fall «Boris» Schlagzeilen gemacht. Es geht um einen heute Zwölf-

«Ich hatte nun schwarz auf weiss, dass den Behörden damals alles bekannt war.»

jährigen, der anfangs wohl «nur» schwer zu erziehen war, nach und nach aber derart verhaltensgestört wurde, dass seine Betreuung und Bewachung zeitweise 85 000 Franken pro Monat kostete. Fachleute hatten zuvor mehrmals fragwürdige Therapien und absurd wirkende Massnahmen verfügt. Das verstärkte mutmasslich die Probleme von und mit «Boris». Staatliche Interventionsstellen, wie etwa die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb), stehen darum am Pranger – nicht zum ersten Mal.

Brigitte Hüsler hat vom Fall «Boris» gehört. Sie anerkennt, dass erzieherische oder therapeutische Eingriffe in Familien enormen Schaden anrichten können, wenn sie nicht durchdacht sind. Ihre Geschichte zeigt aber, dass es auch Fälle gibt, bei denen eine Intervention von aussen dringend nötig ist, aber ausbleibt. In ein Heim zu kommen, wäre für sie damals besser gewesen, als im Elternhaus zu bleiben, sagt Brigitte Hüsler.

Bei der Opferhilfe abgewiesen

Heute wohnt sie wieder im Dorf, wo sie aufgewachsen ist – in einem kleinen Haus, mit ihrem Hund. Es geht ihr nicht gut, ihre Not hält an. Sie hat versucht, mit Personen zu reden, von denen sie weiss, dass sie damals Bescheid wussten – ohne Erfolg: «Fast alle haben Angst vor der Wahrheit.» Sie habe eine Therapie nötig, das weiss Hüsler. Eine solche wurde ihr aber verwehrt – mit dem Hinweis, es sei alles verjährt. Auch bei der Opferhilfe wurde sie abgewiesen. Einen Therapeuten selber bezahlen kann sie nicht. Hüsler stört es, dass überall von traumatisierten Menschen zu lesen ist, die aus aller Welt in die Schweiz gekommen sind – und wie wichtig es sei, ihnen zu helfen. «Aber ich gehe leer aus – obwohl das Versagen der Behörden in meinem Fall offenkundig ist.»

*Name geändert



Meister
Werk

Scalabrone
2016

*Bolgheri rosato doc – Tenuta Guado al Tasso
Antinori – Toscana*

Rosé-Juwel aus Bolgheri.
Cabernet Sauvignon, Merlot, Syrah.
Kirschen, Himbeeren, leichte Würze.
Kraftvoll und stoffig.

Antinori

CHF **13.60** netto
statt 17.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 04.06.2017

Bindella
la vita è bella





Essay

Angriff auf die Schweiz

Wenn die Thurgauer nicht mehr gewillt sind, Französisch zu lernen, so könnten wir Genfer uns auch fragen, weshalb wir diesen Kanton noch per Finanzausgleich unterstützen sollten.

Von Antonio Hodgers

In einem Land, das so föderalistisch und vielfältig ist wie das unsere, sind es letztendlich nur wenige Aspekte, die das Nationalgefühl ausmachen. Ich würde sagen, es gibt drei Grundlagen, die unsere Kantone zusammenhalten. Die erste Grundlage bilden die Institutionen und die direkte Demokratie, verbunden mit einer Kultur des pragmatischen Dialogs. Die zweite ist der Finanzausgleich zwischen reichen und weniger vermögenden Kantonen, was bedeutet, dass zum Beispiel Genf im Jahr 2016 245 Millionen Franken an Kantone wie den Thurgau bezahlt hat, welcher 225 Millionen Franken erhalten hat. In einer Gemeinschaft ist es normal, dass die Stärkeren den Schwächeren helfen. Die dritte besteht in der aktiven Mehrsprachigkeit. Das heisst nicht bloss, dass es in unserem Land vier Landessprachen gibt, sondern auch, dass jedes Mitglied der

bonjour

Gemeinschaft sich bemüht, die anderen zu verstehen. Jeder soll sich in seiner Sprache ausdrücken können, was bedeutet, dass jeder die Sprache des anderen zumindest verstehen muss. So funktionieren etwa das eidgenössische Parlament und die Bundesverwaltung. Ich würde dies als «Pakt der Sprachen» bezeichnen.

Symbolische Aspekte

Die Entscheidung des Kantons Thurgau, das Frühfranzösisch abzuschaffen, ist ganz klar eine Verletzung dieses Pakts und demzufolge auch der nationalen Einheit. Diese Entscheidung widerspricht nicht nur dem interkantonalen Konkordat zu diesem Thema, sie könnte auch noch andere Kantone ermutigen, diesen Weg einzuschlagen. Wenn einige ihre Bemühungen reduzieren, wieso sollten es andere nicht auch tun? Und wenn jeder Kanton das Lernniveau für den Erwerb der Landessprachen senkt, werden

die Schweizer einander weniger gut verstehen. Und wenn sie einander weniger gut verstehen, werden sie sich untereinander auch weniger solidarisch zeigen. Der Angriff auf den Pakt der Sprachen wird deshalb zu einem schwächeren nationalen Zusammenhalt führen, und Kantone wie Genf werden sich fragen, wozu sie weiter-

GUTEN TAG

hin jedes Jahr Kantone wie den Thurgau unterstützen sollen.

Man kann über die pädagogischen Argumente hinsichtlich des Lerntempos beim Fremdspracherwerb natürlich diskutieren, aber die deutschsprachigen Volksvertreter müssen sich bewusst sein, dass der symbolische Aspekt dieser Auseinandersetzung von grösster Bedeutung ist. Denn was die Romands hier im Grunde zu hören bekommen, ist, dass für gewisse Deutschsprachige die französische Sprache weniger wichtig ist als die englische. Die Thurgauer Behörden sagen den Kindern: «Es ist wichtiger, eine Fremdsprache zu lernen als eine Landessprache; es ist wichtiger, dass du dich mit jemandem austauschen kannst, der in einem weit entfernten Land wohnt, als mit deinen Nachbarn in der Romandie.» In diesem Zusammenhang spricht die Tatsache Bände, dass im Text das Französische als «zweite Fremdsprache» bezeichnet wird ... Im Gegensatz zu dem, was in der Schweizer Verfassung steht, in der das Französische als Landessprache eingestuft wird, degradiert man es hier zur Fremdsprache.

Sollte sich dieser Wandel, den der Thurgau angestossen hat, landesweit durchsetzen, könnte es in der Schweiz nach ein oder zwei Generationen so aussehen, dass de facto das Englische die einzige Landessprache sein wird. Deutsch, Französisch, Italienisch und Romanisch wären dann nur noch Regionalsprachen. Wenn die englische Sprache die neue Lingua franca in den Diskussionen unter Schweizern wird, wozu noch die anderen Landessprachen erlernen? Das Englische würde dann zur nationalen und internationalen Verkehrssprache. Natürlich

blieben durch die Nachbarschaft von Deutschland, Frankreich und Italien diese Sprachen weiterhin interessant, aber ihr Status als Symbol für eine bestimmte Vorstellung von Schweizer Identität würde möglicherweise verlorengehen.

Es ist sehr interessant, dass der Kampf gegen das Frühfranzösisch in dieser Auseinandersetzung hauptsächlich von der SVP geführt wird, einer Partei, die sich brüstet, die patriotischste von allen zu sein. Wie wir jedoch gesehen haben, ist der Angriff auf die französische Sprache nichts anderes als die Herabsetzung eines wichtigen Teils unserer nationalen Identität, also dessen, was unser Land besonders und reich macht. Die SVP vermittelt so den Romands das Gefühl, dass sie zweitklassige Schweizer seien – dass es nicht besonders wichtig sei, sie zu verstehen. Es ist paradox, aber die SVP zieht es offenbar vor, die Kinder so zu unterrichten, dass sie Fremde besser verstehen können als die eigenen Mitbürger.

Abschliessend darf man nicht vergessen, dass sprachliche Veränderungen in einer Gesellschaft zwar langsam greifen, aber dafür nachhaltig. Wenn wir den Dingen jetzt ihren Lauf lassen, wird es sehr schwierig werden, diese Entwicklung wieder rückgängig zu machen. Das Englisch beherrscht als

HELLO

Sprache der Globalisierung unbestreitbar die Welt, und es ist unerlässlich, unsere Jugend so auszubilden, dass sie sich darin zurechtfindet. Aber der Aufbau unserer Nation über die Jahrhunderte zeigt, dass wir vor allem eine Willensnation sind – wenn uns der Wille abhandenkommt, einander zu verstehen, werden wir keine Nation mehr sein.

Antonio Hodgers ist Regierungsrat des Kantons Genf. Er sass von 2007 bis 2013 für die Grünen im Nationalrat. Aus dem Französischen von Jacqueline Byland-Meier

Wo Milch und Honig fliessen

Emmi ist der grösste Milchverarbeiter der Schweiz. Während die Bauern für einen um ein paar Rappen höheren Milchpreis kämpfen, kassiert CVP-Ständerat Konrad Graber für sein Verwaltungsratspräsidium im Nebenamt 255 000 Franken. *Von Philipp Gut*

Ob Käse, Joghurt, Glace, Rahm, Butter oder den kühlen Caffè Latte für unterwegs: Emmi produziert alles, was mit Milch zu tun hat. Das in Luzern ansässige Unternehmen ist der mit Abstand grösste Verarbeiter des weissen Rohstoffes in der Schweiz. Über dreitausend Bauern liefern ihre Milch dem regionalen Quasimonopolisten. Der Aktienkurs zeigt steil nach oben. Innerhalb von fünf Jahren verdreifachte sich der Börsenwert von Emmi. Allein seit Januar stieg die Aktie von Fr. 616.50 auf 750.50. Also alles in Butter?

Ganz so einfach ist es nicht. Bei der Produktion, Verarbeitung und dem Verkauf von Lebensmitteln in der Schweiz besteht ein enges Geflecht von politischen Abhängigkeiten. Die Landwirte werden mit gut 3,6 Milliarden Franken direkt und indirekt unterstützt. Zölle und Kontingente verteuern die Lebensmittelimporte und schützen damit den einheimischen Markt. Verarbeiter wie Emmi kassieren für jeden Greyerzer oder Tilsiter, den sie herstellen, vom Staat eine «Verkäsungszulage» von 15 Rappen pro Kilogramm Milch. Insgesamt sind das 49 Millionen Franken an Subventionen, die jedoch vollumfänglich den Lieferanten zugutekommen sollten.

Emmi selber ist als Aktiengesellschaft aufgestellt, hervorgegangen aus dem Zentralschweizer Milchverband (MVL). Man wollte 1993 die Verbandsarbeit von der kommerziellen Tätigkeit trennen – was nur bedingt gelang. Der Nachfolger des MVL, die Zentralschweizer Milchproduzenten (ZMP), ist bis heute Hauptaktionär der Emmi AG. Die ZMP wiederum sind eine Genossenschaft mit rund 3100 Mitgliedern. Sie kaufen die Milch ihrer Mitglieder und verkaufen diese an die verarbeitende Industrie weiter, in diesem Fall hauptsächlich an die Emmi AG, die zu 54 Prozent im Besitz der ZMP Invest AG ist.

Verwaltungsräte mit zwei Hüten

Der Interessenkonflikt liegt somit sozusagen in der Natur dieser Konstruktion. In ihren Statuten (Artikel 2) verpflichten sich die ZMP, die Interessen ihrer Mitglieder zu vertreten und deren «wirtschaftliche Lage» zu verbessern. Konkret würde das bedeuten, einen möglichst hohen Milchpreis für die Bauern herauszuholen. Auf der anderen Seite möchte der Verarbeiter Emmi so günstig wie möglich einkaufen, um im Markt bestehen zu können. Die Verflechtung der beiden Organisationen macht sich auch auf personeller Ebene bemerkbar: Der



Erhöht sich die Bezüge selbst: Verwaltungsratspräsident Graber.

ZMP-Präsident (und Milchbauer) Thomas Oehen-Bühlmann ist gleichzeitig Vizepräsident des Verwaltungsrats der Emmi AG.

Der Luzerner CVP-Politiker trägt zwei Hüte, was regelmässig für Unmut an der Basis sorgt. Der andauernd tiefe Richtpreis von rund 65 Rappen pro Kilogramm A-Milch treibt manchen Familienbetrieb an den Rand der Aufgabe. Ein paar Rappen mehr oder weniger treffen Oehen selbst weniger. Er erhielt letztes Jahr allein von Emmi für sein Verwaltungsratsmandat eine Entschädigung von 93 000 Franken. Die Politik bestimmt Gedeih und Verderb des Milchverarbeiters mit: Neben Oehen gehören mit Christian Arnold, SVP-Landrat aus dem Kanton Uri, und Franz Steiger, FDP-Gemeindepräsident der Luzerner Gemeinde Schlierbach, zwei weitere Landwirte, die auch politisch aktiv sind, dem Aufsichtsgremium an. Ein Trio mit doppelten Hüten.

Über allen thront jedoch als Verwaltungsratspräsident Konrad Graber. Der Luzerner CVP-Ständerat wird für sein 30-Prozent-Pensum mit 255 000 Franken entschädigt. Auf 100 Prozent hochgerechnet, wären das 850 000 Franken. Graber gehört auch dem Personal- und Vergütungsausschuss von Emmi an (zusammen mit seinem Vizepräsidenten und Parteikollegen Thomas Oehen) und ist damit laut Geschäftsbericht für das «Vergütungssystem» der Konzernleitung und praktischerweise auch für die Honorierung des Verwaltungsrates zuständig. Er konnte sich damit offenbar seine Bezüge selber von 195 000 (2011) auf 255 000 Franken erhöhen – die Entschädigung für das Vizepräsidium stieg um fast 30 Prozent

oder 26 000 Franken. Die Emmi, ein Unternehmen, wo Milch (der Bauern) und Honig (für die Konzernspitze) fliessen.

Jeder Milchbauer bekäme 700 000 Franken

Die politisch motivierte Zusammensetzung des Verwaltungsrates wird sich so schnell nicht ändern. Zu lukrativ sind die Posten, zu eng verstrickt sind die Landwirtschaft und die Verarbeiterbranche mit den Entscheidungskanälen in Bern. Es gilt fairerweise allerdings auch festzuhalten, dass der Umbau von Emmi zu einem modernen Milchverarbeiter mit innovativen Produkten bis jetzt gut gelungen ist. CEO Urs Riedener, schon früher bei der Migros als tüchtiger Manager bekannt, treibt die Internationalisierung flott voran und kauft in der ganzen Welt kleinere und grössere Einheiten hinzu.

Ob ein mittelgrosser, lokal verankerter und politisch gebundener Schweizer Milchverarbeitungsbetrieb auf Dauer Ableger von Frankreich bis nach Mexiko erfolgreich führen kann, ist jedoch schwer vorzusagen. Der Aktienkurs zumindest gibt den Verantwortlichen recht. Derzeit ist die Emmi AG fast vier Milliarden Franken wert. Würden die ZMP ihr Paket abstossen und den Erlös an ihre Genossenschaftsmitglieder verteilen, bekäme jeder Zentralschweizer Milchbauer 700 000 Franken ausbezahlt. Theoretisch. Praktisch kämpfen sie um ein um ein paar Rappen höheren und Emmi um einen um ein paar Rappen tieferen Milchpreis. Nur die Doppelhüte im Verwaltungsrat gehören auf jeden Fall zu den Gewinnern dieses widersinnigen Wettstreits. ○



Niemand habe seiner Verführungskraft widerstehen können: Brigitte und Emmanuel Macron.

Zärtliche Verschworenheit

Ohne Gattin Brigitte wäre Emmanuel Macron nie geworden, was er seit Sonntag ist: Frankreichs Präsident. Wer ist die allseits bewunderte neue First Lady Frankreichs wirklich? Und welchen Einfluss übt sie aus? *Von Caroline Derrien*

Eine Szene, die Bände spricht: Nur vier Monate vor der Inthronisation des Präsidentenpaares letzten Sonntag im vergoldeten Saal des Elysée nimmt Brigitte Macron in Lille an einer Veranstaltung ihres Mannes teil. Eine Zuschauerin streckt ihr Emmanuel Macrons Buch «Révolution» entgegen. Die von den durch Voluntarismus geprägten Reden während zweier Stunden entzückte Frau möchte eine Widmung für ihr Buch haben. Die Frau des Kandidaten zögert. «Es ist mir peinlich, ein Buch zu signieren, das nicht von mir ist», sagt sie leise – und kommt der Bitte mit Begeisterung nach. Ihre schwarzgeschminkten, grossen blauen Augen strahlen. Denn bei der Erschaffung des Geschöpfes «Macron» hat sie als Demiurgin mitgewirkt.

In seinen Ansprachen hat Emmanuel immer wieder darauf hingewiesen, wie unentbehrlich sein Alter Ego sei. Und sie half bei seinem künftigen Bestseller mit, indem sie das Manuskript gegenlas, gelegentlich «Hier gibt es Längen, das

ist langweilig» sagte oder manche Passagen überhaupt strich. Laut Emmanuel's Entourage ist sie die Einzige, die es wagt, ihn zu kritisieren, ihm die ungeschminkte Wahrheit zu sagen – im Gegensatz zur Dauerzustimmung von Seiten der Golden Boys von «En marche!».

«Ein Paar altert wie ein guter Wein»

«Die Macrons» sind eine Wesenheit, deren zwei Subjekte einander nicht aufheben, sondern vielmehr miteinander verschmelzen und sich so aufs beste ergänzen zu einer Art gemeinsamer Identität – jedenfalls in den Augen der Franzosen und des Rests der Welt. Brigitte ist nie weit entfernt von Emmanuel. «Die Leute begreifen nicht, dass wir einander brauchen», hat sie der Autorin dieser Zeilen gegenüber erstaunt gesagt. «Wir wirken aufeinander wie Sauerstoff.» Um ihre einzigartige Beziehung verständlicher zu machen, meint sie lachend: «Ein Paar altert wie ein guter Wein.» Und auch

wenn der neue Staatspräsident erst 39 Jahre alt ist, sind Brigitte und er bereits ein altes Paar.

Kennengelernt haben sie sich im Schuljahr 1992/93. Emmanuel ist fünfzehn, im zehnten Schuljahr und flirtet mit einer Gleichaltrigen. Der Französischlehrerin ist der junge Hochbegabte bei einer Preisverleihung aufgefallen: Er hat Auszeichnungen als nichtig gezeisselt. Zur Begegnung der beiden kommt es im von Brigitte Auzière (wie sie damals noch heisst) geleiteten Theaterklub am katholischen Gymnasium La Providence in der nordfranzösischen Stadt Amiens. Laurence, Brigittes Zweitgeborene, erzählt ihrer Mutter von einem «Verrückten in der Klasse, der über alles und jedes Bescheid weiss». Brigitte und Emmanuel treten im selben Stück auf – er bereits in einer Hauptrolle – und im folgenden Jahr erneut, diesmal in der Adaptation eines Dramas des Italieners Eduardo De Filippo. Die Regisseurin Mme Auzière und ihr Schüler Emmanuel Macron beschliessen, zu-

sätzliche Figuren zu schaffen, und treffen sich zu diesem Zweck jeweils im Haus der verheirateten Lehrerin und Mutter dreier Kinder.

Das Undenkbare geschieht: «Ich begriff, dass sich unsere intellektuelle Beziehung kaum merklich in eine emotionale verwandelte», gesteht sie zurückhaltend. Die Leidenschaft wächst schleichend, das Terrain ist glitschig. «Ich wusste, dass er der Mann meines Lebens war und dass dies nicht ging», sagt die neue Hausherrin des Elysée. «Er hat rasch begriffen, dass es ein Glück war, dass wir uns gefunden hatten.» Immer wieder hält sich die Lehrerin vor Augen, dass Emmanuel gleich alt wie ihre Kinder ist. Sie kämpft gegen ihre Gefühle; sie malt sich aus, was für einen Tumult, was für ein Erdbeben eine solche Liebe am Gymnasium und in ihrer Familie auslösen würde (ihre jüngste ist noch ein Kind) sowie in Amiens, wo ihre Eltern, die Trogneux, angesehene Leute sind, Besitzer einer Konditorei, die berühmt ist für ihre Macarons aus Mandeln und Honig.

Es wird getuschelt, doch Mme Auzières natürliche Autorität verbietet es ihren Kollegen, sie direkt auf das Gerücht anzusprechen. Brigitte und Emmanuel sind sich allerdings nur zu bewusst, dass Lehrpersonen mit Schülerinnen oder Schülern unter achtzehn Jahren keine intime Beziehung eingehen dürfen.

Witzeleien über den Altersunterschied

Im Sommer 1994 sagt Emmanuel seinen bloss sechzehn Jahren zum Trotz mit unerhörtem Selbstbewusstsein: «Mich werden Sie nicht los! Ich komme wieder, und ich heirate Sie!» Dann wird er gegen seinen Willen nach Paris geschickt, um dort an einem Elitegymnasium sein Abitur zu machen. «Wir haben ihn nicht rausgeworfen», sagt sein Vater Jean-Michel Macron, ein Arzt, mit Nachdruck, und man spürt, dass er der Spötteleien müde ist.

Brigitte Auzière wiederum beschliesst, ihren Gefühlen zu folgen – wie sie heute versichert: trotz der Moralpredigten ihrer fünf Brüder und Schwestern; auch wenn Emmanuel's Mutter den Tod dieser verrückten Leidenschaft herbeisehnt; auch wenn von einem Verstoß gegen die ethischen Regeln die Rede ist. So, wie Brigitte es beschreibt, hätte niemand der Verführungskraft dieses jungen Mannes widerstehen können, der «gescheiter war als die Lehrer» und den sie «nie als Schüler empfunden» habe. Und mit jugendlicher Schalkhaftigkeit und dem Humor, der ihr kaum je abhandenkommt, doppelt sie nach: «Wenn du Macron treffen kannst, und du lässt dich nicht darauf ein: *It's a shame!*» Sie hielten durch, standen zu ihrem Regelverstoß. So, wie der politische Novize zu seinem Streben nach dem Amt des Staatspräsidenten gestanden und sich nicht um Usanzen und Pseudoloyalitäten geschert hat.

2007 heiraten sie im von Brigitte heissgeliebten Badeort Le Touquet-Paris-Plage. Seither haben sie viele Witzeleien über den Altersunter-

schied von 24 Jahren über sich ergehen lassen und gelernt, auf die Meinung der Gesellschaft zu pfeifen. Was die übriggebliebenen Skeptiker betrifft, «hat Emmanuel gesagt: «Die bringen wir zum Schweigen»», erzählt seine Frau. Sie hat gegen Vorurteile kämpfen und die komplizierte Scheidung von ihrem Mann regeln müssen, der ebenfalls Bankier ist.

Sowie Macron in die Politik geht, bangt die grosse Familie Trogneux erneut um ihren Ruf und setzt durch, dass kein Mitglied des Clans der Presse gegenüber auch nur ein Wort über dieses Epos der Gefühle verlauten lässt.

Diesen Widrigkeiten trotzend, schmieden die Macrons ihre allem Anschein nach unzerstörbare Beziehung und kapseln sich in ihrer Liebe gegen die überflüssige Aussenwelt ab. Hat sich Emmanuel nicht von Anfang an als Einzelgänger bezeichnet? Tatsächlich hat er sehr wenig Freunde: «Bibi» (ihr Kosename von Anfang an) beherrscht alle Rollen: die der «besten Freundin» (wie er sagt), des Coachs, der Beraterin, der Grossmutter von Emmanuel's sogenannten sieben «Herzensekeln» und vor allem natürlich der Lebensgefährtin.

Es ist bezeichnend, wie die 64-jährige Brigitte ihren Mann ansieht, berührt und küsst. Sie tut dies auf so ostentative Weise, dass es manche Leute irritiert. Wie am Abend der ersten Wahlrunde: eng ineinander verschlungen, und ihre Lippen innig aufeinanderpressend. Auch bei seinem Einzug in den Elysée-Palast mochten sie ihre zärtliche Verschworenheit nicht verhehlen und erinnerten dabei an Michelle und Barack Obama in deren Glanzzeiten erinnert. Aber schliesslich hat Macron sich ja eine Beraterin geholt, welche die Amtszeit des amerikanischen Paares genau verfolgt hat.

Ausserdem ist das auch eine Möglichkeit, der Welt zu demonstrieren, dass der Altersunterschied keinerlei Hindernis darstellt, schon gar nicht für die Liebe; dass die Gerüchte, Emmanuel sei schwul, und die wiederholten frauenfeindlichen Angriffe seitens der Humoristen an ihnen abperlen. Dies gilt auch für das Titelblatt von *Charlie Hebdo*, laut welchem Macrons Wunderfähigkeit sich nicht nur durch das erweisen soll, was er für Frankreich tun kann, sondern auch dadurch, dass er Brigitte zu schwängern vermag.

Hinter den Kulissen regt sie sich sehr wohl auf über solche Geschmacklosigkeiten, die des 21. Jahrhunderts nicht würdig seien: «Es gäbe weiss Gott anderes über uns beide zu schreiben und zu sagen», klagt sie. «Aber ich habe mich damit abgefunden, dass sie vielleicht nie etwas anderes über uns schreiben werden.» Auch ihre

jüngste Tochter Tiphaine, die sich bei «En marche!» engagiert, hat diese Art von veraltetem Sexismus neulich als «völlig krank» abgetan.

Kampf gegen den Phantombauch

In Le Touquet-Paris-Plage munkeln Bekannte, Brigitte habe ihrem Gesicht chirurgische Verschönerungen angedeihen lassen. Jeden Tag kämpft sie auf ihrem Hometrainer gegen einen Phantombauch an und hält sich schlank und rank. Hart ist sie aber nicht nur gegen sich, sondern ihr entgeht weder eine Praline, die ihr *chéri* überflüssigerweise genießt (und die sie als «Sauerei» schmäht), noch der kleinste Fleck auf seinem Anzug. Schlimmstenfalls klingt in ihren Äusserungen etwas Kastrierendes, meist aber lediglich etwas Dirigistisches an. Doch kaum jemand wagt, sich offen über «den nicht verhandelbaren Teil» des Präsidenten lustig zu machen. Im Gegensatz zu Valérie Trierweiler oder Carla Bruni-Sarkozy ist man ihr gegenüber eindeutig positiv eingestellt.

Nur ein paar sozialistische Abgeordnete, die dem progressiven Macron ohnehin feindlich gesinnt sind, begreifen seine Lebenspartnerin als allgegenwärtig, wenn nicht gar als allmächtig. Viele haben den Dokumentarfilm «Emmanuel Macron ou la stratégie du météore» gesehen, der genüsslich von dieser Beziehung handelt und zeigt, wie Brigitte die Auftritte ihres Mannes kommentiert und dirigiert, was dieser, ohne mit der Wimper zu zucken, über sich ergehen lässt. «Das Bild, das die beiden abgeben, ist erschreckend», knurrt einer von Hollandes Ministern.

Es stimmt, dass Brigitte bei einigen Strategiesitzungen dabei gewesen ist, um mitzubekommen, was läuft, aber die ehemalige Lehrerin gehört nicht zum inneren poli-

tischen Zirkel. Dafür äussert sie sich etwas zu freimütig und wohl dezidierter rechts als ihr Mann – insbesondere wenn es um das Verschleiervorbot geht –, und das könnte rasch Ärger geben. Sie ist gern spontan, wenn auch keineswegs naiv und gewappnet gegen Tiefschläge, wie sie in diesem Milieu gang und gäbe sind.

Um sich in dieser supermännlichen Welt zu behaupten und ihr Alter vergessen zu lassen, kultiviert sie ihren Look, der entschieden anders ist als die braven Kostüme, die sie einst in Amiens trug. Zu Unrecht haben manche sie auf das Image einer Sechzigjährigen mit Hang zu Glamour und Chic festlegen wollen, ja zum Bling-Bling, wie man das Cécilia und Nicolas Sarkozy so oft zum Vorwurf gemacht hat. Es stimmt, dass die Frau aus der Provinz nichts dagegen hat, ihre luxuriöse Garderobe Marke



Brigitte Macron mit Tochter Tiphaine.

Auch ihre jüngste Tochter Tiphaine hat diese Art von veraltetem Sexismus als «völlig krank» abgetan.

Vuitton zur Schau zu stellen, wobei sie Wert darauf legt, dass es sich um Leihgaben handle. Es gefällt ihr auch, mit Pariser Promis Umgang zu haben. Schon als ihr Mann Wirtschaftsminister war, dinierte sie gern mit Schauspielern und Schriftstellern, traf Michel Houellebecq oder tauschte sich mit Stéphane Bern aus, Freund aller Blaublütigen Europas, der findet, sie sei «kein bisschen versnobt».

Brigitte Macron, die sich in alle einföhlen kann – in brillante Politiker wie in altmodische Künstler –, ist in erster Linie eine Intellektuelle, die immer wieder gern auf Racine, Molière und Flaubert zurückkommt, während ihr Mann besonders die Lyrik von René Char und Arthur Rimbaud goutiert sowie die Prosa von Louis-Ferdinand Céline. «Mein angestammter Platz ist vor einer Schulklasse», gestand sie noch vor kurzem, verärgert über ihre Zwangsfrühpensionierung. Die Liebe zur Literatur ist immer ein Grundpfeiler der Beziehung der Macrons gewesen. In Amiens wie in Paris, wo sie bis im Herbst 2015 am vornehmen Gymnasium Saint-Louis-de-Gonzague unterrichtet hat, können Kollegen wie Schüler nicht genug schwärmen von dieser «leidenschaftlichen», «supersympathischen» Frau, die nur das Beste weitergeben wolle.

Liebe zu Adjektiven

Noch vor dem Sieg ihres Mannes hat sie – ohne Presse, ohne Blitzlichter – versucht, das Frankreich der Randgebiete kennenzulernen, vor dem man sie immer beschützt hat. So hat sie sich mit Lehrlingen im Département Seine-Saint-Denis, dem ärmsten Frankreichs, getroffen. Am Tag vor Emmanuel Macrons Sieg verirrt sie im stillen Kämmerlein, wie sehr sie während dieser Kampagne die Not der Menschen aufgewühlt habe. So träumt sie davon, dass ihre Rolle als First Lady nicht «für nichts» sein solle. Das trifft sich insofern gut, als ihr Mann, der Präsident, gesagt hat, er wolle nicht, dass sie im Elysée «ein blosser Blumentopf» sei.

Zu ihren vorrangigen Interessen werden mit Sicherheit Behinderungen, Autismus und natürlich das Bildungswesen gehören. Aber nun, da die Macrons ihre Koffer in den ersten Stock des Élysée getragen haben, wird sie nichts von vornherein ausschliessen. Man kann sich vorstellen, dass sie, elektrisiert und vorsichtig zugleich, mit ihren Ambivalenzen jongliert: eingeschränkt – durch ihre Funktion, das Protokoll – und gleichzeitig unverschämt frei. Die beiden lieben alle möglichen Adjektive. Als wollten sie auf nichts verzichten. Auch an der Spitze des Staates nicht. Gestern frei – werden sie auch morgen frei sein?

Caroline Derrien ist Co-Autorin der jüngst erschienen Biographie «Les Macrons» (Editons Fayard). Für die Recherche des Buches hat sie rund vierzig Personen aus dem Umfeld der Macrons interviewt und sich mit Brigitte Macron während Stunden getroffen.

Aus dem Französischen von Thomas Bodmer

Älter, erfahrener, gelassener

Frauen mit einem deutlich jüngeren Mann gaben immer Anlass zu böartigem Klatsch. Bis Brigitte Macron an einem hirnlosen Tabu kratzte. Von Beatrice Schlag

Freunde, die man lange kennt, erzählen manchmal Geschichten über wesentlich ältere Frauen, mit und von denen sie als sehr junge Männer die Freuden der Sexualität kennenlernten. Es waren Nachbarinnen, Arbeitskolleginnen, zufällige Bekanntschaften. Die Geschichten werden meist liebevoll erzählt. Die Freunde schätzten diese Frauen, liebten sie vielleicht. Dennoch war immer von vornherein klar, dass die Geschichte wegen des Altersunterschieds keine Zukunft haben würde, selbst wenn die Frau ungebunden und kinderlos war. Warum? «Das wäre auf Dauer sicher nicht gutgegangen», sagen sie, meist überrascht von der Frage. Sie hatten offenbar nie darüber nachgedacht. Es war ein gesellschaftliches Tabu. Mit einer viel älteren Frau konnte man keinen Staat machen.

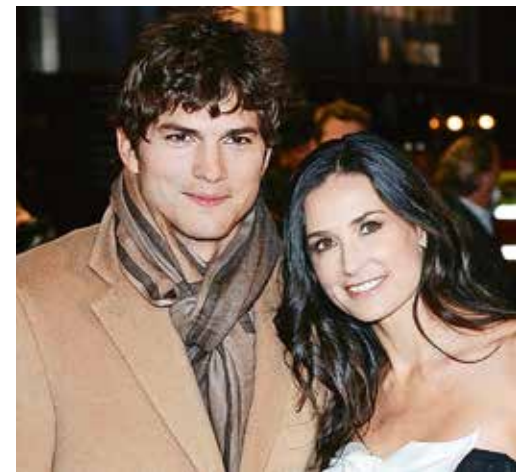
«So spricht bornierter Neid»

Diese alberne Redewendung wurde gerade unerwartet konkret widerlegt. Man kann mit, nicht trotz einer 24 Jahre älteren Ehefrau Staat machen. In Frankreich wählten zwanzig Millionen einen jungen Präsidenten, dessen Frau siebenfache Grossmutter und seine engste Beraterin ist. Die Medien schrieben anfänglich abwechselnd, er sei schwul, sie sei Fassade oder immer seine Lehrerin geblieben, werde im Elysée die Hosen anhaben, die Ehe sei reines Kalkül. «So spricht purer Neid aus Borniertheit», sagt der Berner Paartherapeut und Autor Klaus Heer. Tatsächlich schienen die Wähler souverän desinteressiert an den Ehespekulationen. Sie wählten Emmanuel Macron aus sehr unterschiedlichen Gründen. Dass seine Frau Brigitte die neue Strippenzieherin im Elysée sein könnte, gehörte nicht dazu. Zum Erstaunen der halben Welt erregte das Alter der neuen Première dame in Frankreich allenfalls Begeisterung.

Manchmal fallen Tabus sehr plötzlich, weil Regierende und Medien das verpassen, was bei Wählern längst kein Thema mehr ist. Jeder kennt eine tolle Frau, die mit einem jüngeren Mann verheiratet ist. Und weiss, dass es denen gutgeht. Oder nicht schlechter als Paaren ohne nennenswerten Altersunterschied. Prominente Paare haben es lange vorgemacht. Joan Collins, die herrlich perfide Alexis aus der Kultserie «Dynasty» der achtziger Jahre, ist 83 und seit 2002 mit einem heute 55-jährigen verheiratet, dessen Namen niemand kennt. «Viele

Frauen, die einen um einiges jüngeren Mann heirateten», sagte sie, seien nach eigenen Aussagen «noch nie so glücklich gewesen. Ich muss sagen, dass ich ihnen zustimme.» Wie viele Prominente war sie in früheren Ehen mit älteren Männern verheiratet gewesen. Eine andere ist Geena Davis, die unglückliche Hausfrau aus «Thelma and Louise», die nach drei Ehen mit Männern, «die mit meinem Erfolg schlecht zurechtkamen», seit sechzehn Jahren mit dem fünfzehn Jahre jüngeren Chirurgen Reza Jarrahy lebt. Susan Sarandon, ihre damalige Filmpartnerin, war 23 Jahre mit ihrem zwölf Jahre jüngeren Mann, dem Schauspieler Tim Robbins, zusammen gewesen, bis sie sich 2009 trennten. 23 Jahre Ehe sind mehr, als viele mehr oder weniger gleichaltrige Ehepaare aushalten können oder wollen.

Madonna gab sich mit älteren Männern gar nicht erst ab. Der Altersunterschied zu ihren beiden Ehemännern Sean Penn und Guy



Angst vor dem Altersunterschied: Moore, Kutcher.

Ritchie betrug nur zwei respektive zehn Jahre. Danach wurden die Männer an ihrer Seite immer jünger. Aber Madonna war eine Frauenkategorie für sich. Wie Tina Turner, die nach fast dreissig Jahren des Zusammenlebens vor drei Jahren ihren sechzehn Jahre jüngeren Partner Erwin Bach heiratete. Demi Moore, kurzzeitig bestbezahlte Schauspielerin Hollywoods, Ex-Frau von Hollywoodstar Bruce Willis und Mutter von drei Kindern, heiratete 2005 mit 43 den Shootingstar Ashton Kutcher, damals 27, und unterzog sich nach eigenen Aussagen ungefähr allen Schönheitsope-



«Der ist so viel besser als irgendein dahergelaufener fatter Typ»: Sam und Aaron Taylor-Johnson.

rationen von Gesicht bis Oberschenkeln, die ihr Alter hätten vergessen machen können. Es war ein schlechtes Rezept gegen die Angst vor dem Altersunterschied. Gezurrte Haut schafft keine Abhilfe gegen mangelnde Jugend. Die Ehe wurde 2013 geschieden.

Ihn nerven die Fragen mehr

Die spannendsten Eheleute unter den Prominenten mit grossem Altersunterschied neben den Macrons sind gegenwärtig Sam und Aaron Taylor-Johnson. Die fünfzigjährige Sam Taylor-Johnson, früher Sam Taylor-Wood, Regisseurin des Erfolgsfilms «Fifty Shades of Grey», war eines der Lieblingskinder der Londoner Kunstszene, immer auf Partys mit Stella McCartney, Sting, Kate Moss, Elton John und ihrem damaligen Ehemann, dem Galeriebesitzer Jay Jopling, mit dem sie zwei Kinder hatte. Nach zwei schweren Operationen wegen Darm- und Brustkrebs und der Scheidung von Jopling verliebte sich die damals 42-Jährige während der Dreharbeiten zu dem Episodenfilm «Nowhere Boy» in den achtzehnjährigen Aaron Johnson, den sie als jungen John Lennon besetzt hatte. Ein Jahr später erwartete sie ein Kind von ihm.

Aarons Heiratsantrag, sagt sie, habe sie komplett überrascht. Ihre ältere, damals dreizehnjährige Tochter sagte: «Der ist so viel besser als irgendein dahergelaufener fatter Typ.» Sam und Aaron heirateten 2012 und änderten ihre Nachnamen in Taylor-Johnson. «Wir verletzen niemanden, machen niemanden unglücklich. Nur die Umwelt meint, etwas dazu bemerken zu müssen», sagt die inzwischen vierfache Mutter, «aber dem soll man kein Ge-



Eine Frauenkategorie für sich: Tina Turner, Erwin Bach.

hör schenken. Man kann ja ohnehin nichts dagegen tun.» Ihren in diesem Jahr mit einem Golden Globe ausgezeichneten Schauspielergatten nerven die ewigen Journalistenfragen nach dem Altersunterschied deutlich mehr. «Gott sei Dank kann ich inzwischen einfach sagen: «Hört auf», statt den Leuten für die Frage den Kopf abreissen zu wollen.» Freunde, die das Paar gut kennen, sagen, die Erklärung für die glückliche Ehe sei einfach: Er habe eine alte, sie eine junge Seele.

«Die meisten Paare schwärmen davon, miteinander alt zu werden. Das geht nicht, wenn der eine schon alt ist», sagt Klaus Heer. «Wenn die Frau ihre Fruchtbarkeit schon eingebüsst hat, bleibt die Liebe der beiden kinderlos. Sie sind gezwungen, ganz im Moment zu leben.»

Die Schönheit liegt anderswo

Ein schwacher Trost ist das, wenn man als Paar nicht wirklich stark ist. Solch exotische Erotik trotz den landläufigen Ideen von Attraktivität beider Geschlechter. Vor allem dem globalen Gedöns lässt ein solches Paar die Luft raus. Die angegraute Frau muss autonom und selbstgewiss sein wie ein Puma. «Cougar» heisst die Puma-Frau denn auch nicht nur im angelsächsischen Raum, sondern weltweit. Der Mann darf indes nicht weniger schlappmachen in einer solchen Paarkonstellation. Ohne lückenlose Solidarität und volle Loyalität würden sie beide scheitern. Allerdings, sagt Heer, beweise ein solcher Mann mit seiner Wahl bereits, «dass er sich souverän über das Diktat der straffen Pfirsichhaut hinwegsetzt. Seine Augen sehen die Schönheit der Frau anderswo. Und er steht dazu.»

Cougars, alleinstehende Frauen über vierzig mit einer Vorliebe für jüngere Männer, wurden in TV-Serien wie «Cougar Town» oder «Sex and the City» – man erinnere sich an Samantha – als verzweifelte, sexbesessene Jägerinnen dargestellt. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Die meisten dieser Frauen suchen weder einen Versorger noch ständig Sex, sondern einen Partner. Sie verdienen ihr eigenes Geld, sind selbstbewusst und oft gar nicht erpicht auf Heirat. Deswegen kommen viele von ihnen in Heiratsstatistiken und Studien über Paare mit grossem Altersunterschied gar nicht vor. Letztere sind übrigens rar und wegen der geringen Anzahl befragter Paare wenig aussagekräftig. Einhellig kommen sie zu dem Schluss, dass der Tratsch der Umwelt über die ältere Frau mit dem jüngeren Mann den Paaren wesentlich mehr zusetze als der Altersunterschied selber. Und dass Frauen von der Vitalität jüngerer Männer angezogen seien, während Männer nicht unbedingt die Mütterlichkeit, sondern vor allem die Reife und Erfahrung älterer Frauen schätzten. Und, in wirtschaftlich harten Zeiten nicht zu vergessen: deren meist höheres Einkommen. ○



Historische Versündigung: Romanverfilmung «Der Vorleser» (Altersunterschied: zwanzig Jahre).

Ödipussy

Der jüngste französische Präsident ist verheiratet mit einer Frau, die seine Mutter sein könnte. Daran soll sich keiner stören. Wäre Macron aber eine literarische Figur, müssten wir uns Sorgen um den Senkrechtstarter machen. *Von Maurus Federspiel*

Die Realität ist freier als die Literatur. Ihre Bewohner können sich viel mehr an Irrgängen, Eigensinnigkeiten und subjektiven Lüsten herausnehmen, ohne mit schicksalhaften Konsequenzen rechnen zu müssen. Auf das Altersgefälle zwischen Frau und Mann bezogen und an Prominenten aufgezeigt: Tina Turner ist sechzehn Jahre älter als ihr Gatte, Cher achtzehn Jahre älter als Rob Camilletti, die emanzipatorische Schriftstellerin George Sand war zwar nur sechs Jahre älter als Frédéric Chopin, aber dies – nachehelich – im verklemmten 19. Jahrhundert. *Who cares?* Man sagt: «Truth is stranger than fiction.» Ja, aber die Fiktion ist strenger.

In «Der Vorleser» (1995) von Bernhard Schlink lässt sich ein Fünfzehnjähriger mit der zwanzig Jahre älteren Hanna Schmitz ein. Aber Michael muss für die sexuelle Initiation teuer bezahlen: Es stellt sich heraus, dass Hanna eine KZ-Aufseherin war, der schliesslich der Prozess gemacht wird. Das deutsche Schuld-Trauma als Roman: Das Erwachen zur persönlichen Eigenständigkeit in der Pubertät wird untrennbar verknüpft mit historischer Versündigung.

Amerikanisch-bürgerlicher daher kommt Charles Webbs Roman «The Graduate» (1963), bekannt von der Verfilmung «Die Reifeprüfung» mit Dustin Hoffmann – aber auch hier führt der «verkehrte» Altersunterschied der Gespielen zu einem Donnergrollen: Universitätsabsolvent Benjamin wird von der verheirateten Mrs Robinson verführt und verliebt sich anschliessend (halb aus Trotz) in deren Tochter; eine verfahrenere Situation, und obwohl die junge Liebe vorläufig zu gewinnen

Die Realität ist liberaler, ungenauer, windiger. Lebenslügen bleiben folgenlos.

scheint, ahnen Leser und Zuschauer, dass dabei zu viele gesellschaftliche Konventionen zerbrochen, um dem Paar noch eine glückliche Zukunft zu ermöglichen. Diese und ähnliche Erzählungen tragen natürlich alle die Erinnerung an die Sage um Ödipus in sich, wie sie Sophokles im 5. Jahrhundert v. Chr. als dramatische Dichtung ausgestaltete: König Laios, dem Vater von Ödipus, wird vom Orakel pro-

phetzeit, sein Sohn werde ihn töten und die eigene Mutter ehelichen. Das Kind wird ausgesetzt, überlebt aber. Infolge tragischer Verstrickungen erschlägt Ödipus viel später tatsächlich bei einem Streit den ihm unbekanntem Vater und heiratet seine Mutter Iokaste, die ihm zum Preis gegeben wird, als er die Stadt Theben von der Sphinx befreit hat. Erst als in Theben eine Seuche ausbricht und das Orakel verkündet, zur Sühne müsse der wahre Mörder des Laios gefunden werden, erkennt Ödipus die Wahrheit; er blendet sich daraufhin mit einer Nadel, Iokaste erhängt sich.

Blut muss fliessen

In der Fiktion wird alles dramatisches Ereignis; niemand interessiert es, ob Ödipus an psychosomatischer Migräne litt, weil er unbewusst vielleicht schon ahnte, das an seinem Verhältnis mit der um eine Generation älteren Frau etwas faul sein könnte. Gesellschaftliche Welten zerfallen, Abenteuer werden angetreten, Blut muss fliessen. Es gibt hier keinen Rückzug ins Private.

Die Realität ist, wie gesagt, liberaler, ungenauer, windiger. Lebenslügen bleiben folgen-

los, ungeheuerliche Taten lösen sich als Monologe auf der Couch des Psychoanalytikers auf, biografische Umwälzungen enden als zwei Zentimeter grosses Magengeschwür.

Wäre es da nicht interessant, zu sehen, wie sich also die Realität im schärferen Blick der Fiktion zeigen müsste – und zwar am Beispiel Emmanuel Macrons, der schliesslich Anlass zu dieser Betrachtung gegeben hat? Machen wir also versuchsweise aus dem jüngsten Präsidenten der Französischen Republik eine literarische Figur und wagen wir es vorsichtig, dessen Wegen nachzuspüren, wie sie vielleicht ein Roman zeichnen würde.

In der Fiktion heisst Emmanuel, sagen wir, Philippe, und seine 25 Jahre ältere Gattin Brigitte sei hier die vormalige Lehrerin Yvette.

Die bekannte Vorgeschichte lassen wir weg: sperriger Jugendlicher, verbotene Affäre, Schock der Eltern, Karriereförderung des Schülers, Studenten und Bankers durch seine Yvette, Schlachtplan Präsidentschaft, Einzug des 39-jährigen Philippe ins Elysée... Hier erst setzt unsere Handlung ein: Der gloriose Triumph erweist sich nämlich – könnte es nicht so sein? – als Antiklimax. Philippe ist nicht so zufrieden, wie er es eigentlich sein sollte. Die politischen Erfolge bleiben aus, er findet kaum Mehrheiten für seine Vorstösse (für die inhaltlichen Details des Parteienkampfes in seinen Dualitäten hat eine literarische Fiktion keinen

Platz), und manchmal sehnt er sich nach veröhnlicheren Gesten im Betrieb; ja, die Argumente einiger seiner ärgsten Gegner scheinen ihm gar nicht so falsch. Er kommt ins Zweifeln. Auch Yvette an seiner Seite wird unzufriedener, aus andern Gründen: Er solle sich mehr Mühe geben, wo denn sein Ehrgeiz bleibe! Philippe fängt an, mit allem zu hadern. Zwar will er sich als Politiker beweisen, aber seine

Noch immer sucht er Rat bei Yvette, aber ihre Antworten trösten ihn jeweils nur kurzfristig.

fehlende Leidenschaft bremst ihn aus. Wolken umdrängen ihn. Noch immer sucht er Rat bei Yvette, aber ihre Antworten trösten ihn jeweils nur kurzfristig.

Drei Frauen stehen vor ihm

Eines Tages dann (so die Erzählung) kommt es zu einem eigenartigen Zusammentreffen in seinem Büro: Neben Yvette steht auch seine Mutter da, ausserdem die Wahlkampfhelferin Moma; alle drei gepflegte Damen im gleichen Alter. Und: Alle drei tragen grosse, runde Kreolen an den Ohren. Und wie sie so nebeneinander stehen, scheint ihm (und dem Leser der Erzählung) – zum Bild gemacht durch ihre Ohringe – die Verkettung der drei Frauen zu

einer einzigen dreifaltigen Übermutter plötzlich ganz offensichtlich.

Die drohende vorzeitige Abwahl wird für Philippe zur Tatsache. Zugleich kommt es zur Trennung von Yvette. Er ist zerstört, öffentlich gedemütigt, muss erkennen, dass er gar nicht für ein Leben im Rampenlicht bestimmt war, dass er, anstatt seinen eigenen Impulsen zu folgen, vielmehr den Ambitionen der Mütter gefolgt ist...

Vielleicht gestatten wir ihm doch noch die Skizze eines Happy Ends. Am tiefsten Punkt angelangt, hoffnungslos, die Kehrtwende: Philippe versucht sich als Verleger, mit Erfolg, denn er erkennt seine Begabung darin, anderen das Wort zu geben und selber dahinter zurückzutreten. Ausserdem begegnet ihm eine frühere Bekannte, eine Frau, die am gleichen Tag wie er selber Geburtstag feiert. Selbst sein vormaliges Missbehagen gegenüber Kindern löst sich überraschend auf...

Der Schlüsselroman zum Präsidenten muss noch geschrieben werden; die Realität wird sich, so dürfen wir annehmen, der strengeren Wahrheit der Fiktion verweigern.

Maurus Federspiel ist Schriftsteller und lebt in Zürich. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Feind» (Van-Eck-Verlag).



BIKE SESSIONS

2017 20./21. MAI
BETZHOLZ (ZH)

27./28. MAI
RIVERA (TI)

3./4. JUNI
COSSONAY (VD)

10./11. JUNI
DERENDINGEN (SO)

17./18. JUNI
STOCKENTAL (BE)

240 Testbikes an 5 Locations.

Erlebe die BMW Motorrad Welt wie nie zuvor am ultimativen Bikers-Meet dieses Jahres: Mit Schnupper- und Kurvenkursen, Enduro-Trainings, 1/8-Meilen-Sprints, Stuntshows, Bike-Ausstellungen, Food und Drinks und vielem mehr. Und wer Lust auf vier Räder hat, darf gerne einen MINI Probe fahren. Freue dich auf einen unvergesslichen Event.

BIKESESSIONS.CH

Mit freundlicher Unterstützung von:



«Über den Parteien steht das Land»

Frankreichs neuer Präsident Macron versucht etwas Revolutionäres. Er will keine Koalition, sondern eine über den Parteien stehende Regierung. Schlüsselfigur für diese Mission ist der neue Premierminister Edouard Philippe. Der Regierungschef beruft sich auf General de Gaulle und will nicht «Scheibenwischer» spielen.

Guten Abend, Monsieur le Premier ministre. Haben Sie gezögert, das Amt des Premierministers anzunehmen? Auch Sie kennen ja das Sprichwort, welches das Hôtel Matignon [Amtssitz des Premiers] als Hölle bezeichnet.

Ich weiss nicht, ob es die Hölle ist, aber ich bin mir bewusst, dass die Aufgabe beträchtlich sein wird. Natürlich denkt man nach, wenn man eine Entscheidung dieser Art treffen muss. Einerseits ist man von einem solchen Vorschlag geehrt, andererseits überlegt man es sich, denn einen solchen Entscheid nimmt man nicht auf die leichte Schulter. Dies umso mehr im gegenwärtigen Augenblick und in Anbetracht der Lage, in der sich unser Land befindet. Wir sind bedroht, verwundet, beunruhigt. Es gibt viel Zorn in Frankreich, man hat dies bei den Wahlen gesehen. Also habe ich nachgedacht, habe auch ein wenig Rat eingeholt, aber ich halte die Lage für derart einmalig, dass es sich lohnt, etwas zu versuchen, das noch nie versucht worden ist.

Bei der Übergabe der Macht – heute um 15 Uhr – sagten Sie leicht maliziös: «Ich bin ein Mann der Rechten.» Was heisst im gegenwärtigen Nebel der Politik, zu dem ja auch Macron beigetragen hat, ein «Mann der Rechten» zu sein? Was verstehen Sie unter «rechts»?

(Zuckt mit den Schultern und lächelt) Dies ist eine gute Frage. Man fühlt sich manchmal als links und manchmal als rechts. Ich bin ein Mann der Rechten, und dies aus ziemlich einfachen Gründen. Erstens, weil ich glaube, dass der grundsätzliche Wert, wenn es um die Organisation der Gesellschaft geht, die Freiheit ist. Ich hänge sehr an der Freiheit, nicht nur der Wirtschaftsfreiheit, auf die man oft die Rechte beschränkt, sondern der Gedankenfreiheit, der Ausdrucksfreiheit – und an einer ständigen Achtsamkeit, die individuelle Freiheit und die öffentliche Freiheit zu bewahren. Dies ist das eine. Das andere ist eine starke Überzeugung, dass in einem Land wie Frankreich der Staat eine Rolle spielt und dass die Autorität des Staates verteidigt werden muss.

Eine Ihrer Leidenschaften ist das Boxen. Drei Trainings in der Woche. Manuel Valls hat im Hôtel Matignon einen Boxsaal einrichten lassen. Werden Sie mit Boxen weiterfahren? Und sind Sie bereit, Schläge einzustecken?

Ich wusste nicht, dass Manuel Valls im Hôtel Matignon einen Boxsaal eingerichtet hatte. Ich boxe, das heisst, ich versuche es. Ich tue dies ernsthaft, mit Entschlossenheit. Ich habe bis zu den letzten Tagen dreimal pro Woche trainiert, und ich hoffe, dass ich damit weiterfahren kann. Es ist ein Sport, der es erlaubt, sich zu kontrollieren, Atem, Angst, Kraft zu kontrollieren, manchmal auch seine Wut. Es ist ein Kontrollsport und ein Kampfsport.

Herr Premierminister, ein Wort zur Zusammensetzung Ihrer Regierung. Ich frage natürlich nicht nach den Namen der Minister, die Sie offiziell ankündigen werden. Aber haben Sie in Ihrem Hinterkopf eine Liste?



«Bedroht, beunruhigt»: Premier Philippe.

Wie es mir der Präsident aufgetragen hat, bin ich daran, eine Regierung zu bilden und sie dem Präsidenten zur Ernennung vorzuschlagen. Die Vorgaben, die er gegeben hat, sind klar. Es geht darum, die Regierung so zu konstruieren, dass sie in erster Linie eine Ansammlung von Kompetenzen ist. Man muss ein gewisses politisches Gleichgewicht und gewisse Persönlichkeiten in Betracht ziehen, aber die vorrangige Frage, die man sich stellen muss, ist: Werde ich fähig sein, dem Präsidenten eine Mehrheit für den Fortschritt zu präsentieren?

Haben Sie sich gefragt, wie Sie den Zusammenhalt einer Regierung sichern können, die hypothetisch aus einem sozialistischen Ex-Minister, ehemaligen Ministern von rechten Regierungen und Persönlichkeiten der Zivilgesellschaft besteht? Wird der Zement halten?

Der Zement ist die Idee, dass man das politische Leben umgestaltet, dass man den Fran-

zosen dient, dass man das Land voranbringt – das ist ein starker Zement. Es ist für uns wichtig, gute Personen zu finden, die unsere Ideen von Frankreichs Mission teilen, die das Sektierertum ablehnen und die sich auf die Mission, wie der Präsident sie definiert hat, konzentrieren: Erziehung, Sicherheit, ein Steuersystem, das der französischen Wirtschaft die Wettbewerbsfähigkeit zurückgibt, Rückgewinnung der Stellung Frankreichs in Europa.

Präsident Macron hat gesagt, er wolle zu den Fundamenten der Fünften Republik zurückgehen. Haben Sie mit ihm über die Verteilung der Rollen zwischen Präsident und Premierminister gesprochen?

Natürlich. Mehr noch: Weil ja viel über den politischen Charakter meiner Ernennung gesprochen worden ist, glaube ich, dass in dem, was Emmanuel Macron sagt, etwas steckt, das *gaullien* ist [an General de Gaulle erinnernd]. Ich sage dies mit umso weniger Zögern, als ich mich politisch auf die fundamentale Figur, die General de Gaulle darstellt, berufe. De Gaulle hat gesagt: «Frankreich ist nicht die Linke, Frankreich ist nicht die Rechte, es ist die Gesamtheit der Franzosen.» Ich versuche, zusammen mit dem Präsidenten der Republik, eine Mehrheit mit Leuten zu schaffen, die, wie ich, von der Rechten kommen, oder die, wie Präsident Macron, von der Linken kommen, mit Leuten, die aus der Zivilgesellschaft kommen und bisher keine parteipolitische Vorlieben gezeigt haben, und denen es allen darum geht, das Land voranzubringen. Dies ist noch nie gemacht worden. Wir sind wirklich in einer neuen Situation. Sowohl die Linke wie die Rechte wurden in der ersten Runde der Präsidentschaftswahlen eliminiert. Man kann jetzt tun, was man immer getan hat. Man kann so tun, als ob nichts geschehen sei. Man kann den Scheibenwischer spielen. Dies ist nicht, was die Franzosen wollen. Die Franzosen wollen, dass Frankreich Erfolg hat. Ich glaube an die Legitimität der Parteien, und ich habe viele Freunde in der Partei der Republikaner, die vielleicht meinen Entschluss nicht verstehen. Aber über den Parteien steht das Land, und wenn es dem Land schlecht geht, sage ich: «Ziehen wir los!»

Das Interview wurde vom Journalisten Gilles Bouleau im Fernsehsender TF1 wenige Stunden nach der Ernennung Philippes zum Premierminister geführt.

Aus dem Französischen von **Hanspeter Born**

Macron – das Prinzip Hoffnung

Von Hansrudolf Kamer — Frankreich hat seinen jungen Hoffnungsträger. Seine Wahl verdankt er aber eher dem System der Fünften Republik und gesunder Skepsis als einer kennedyesken Aufbruchstimmung.



Emmanuel Macron – das ist die nachdrückliche Demonstration, das es möglich ist, in der politischen Mitte eine proeuropäische Antwort auf Populismus und Nationalismus zu finden.

So formuliert es der wendige *Economist*. Die Sehnsucht nach dem Paradies, in dem sich alle Gegensätze auflösen und alles Trennende verschwindet, ist nicht auszurotten.

Das ist vor allem kontraproduktiv. Die grosse britische Reformerin Margaret Thatcher meinte einst zu den *middle of the road*-Träumern, in der Mitte der Strasse zu stehen, sei sehr gefährlich. Man werde von beiden Seiten über den Haufen gefahren.

Natürlich ist es zu früh, um Macron dieses Schicksal zu prophezeien. Es könnte ja schliesslich sein, dass er – jung, attraktiv, liberal, populär – Berge versetzen kann. Auch Macron gehört zu den Hoffnungspolitikern wie John F. Kennedy, Tony Blair, Barack Obama, die der Welt Erlösung versprochen. Auch Macron hat einen Sieg errungen, den bis vor kurzem nur wenige für möglich gehalten hatten.

Doch Tony Blair hatte immerhin vorher die Labour-Partei reformiert. Macron war zwar Wirtschaftsminister, hat aber sonst die Ochsentour umgangen. Er betreibt Politik wie ein Start-up. Und so wird er regieren. «Weder rechts noch links», lautet die Devise.

Die Ernennung des Links-Republikaners Édouard Philippe zum Premierminister dient ihm zunächst dazu, die Reihen der Konservativen vor den Legislaturwahlen zu schwächen. Philippe gehört zum Dunstkreis von Alain Juppé, der in den Vorwahlen unterlegen war und dem linken Flügel der Partei zugerechnet wird. Vorher war Philippe Sozialist und unterstützte den damaligen Parteiführer und Premierminister Michel Rocard.

Macron selber tickt links und will aus der politischen Mitte heraus regieren. Er braucht aber, wenn sein vorsichtiges Reformprogramm ernst gemeint ist, Unterstützung von rechts, denn von links wird nur Obstruktion kommen. Unter den Kandidaten seiner eigenen Partei für die Parlamentswahlen tummeln sich einige abtrünnige Sozialisten, deren politische Heimat bei den Präsidentenwahlen eingebrochen ist, sonst aber vor allem politische Novizen mit

wenig Erfahrung. Von den Konservativen hat er bisher kaum Überläufer anlocken können. Die Republikaner streben selber eine Mehrheit in der Nationalversammlung an.

Macron ist ein guter Kosmopolit und Liberaler im zeitgenössischen, verwässerten Sinn, er steht für Willkommenskultur und europäische Integration. Dies zu einer Zeit, in der die Flüchtlingswelle mit den Ängsten über Sicherheit und islamischen Terrorismus verknüpft ist. Doch Macron scheint das wenig zu kümmern.

Den europäischen Wohlfahrtsstaat mit seinen Kollektivrechten und permanenten Angestelltenverhältnissen erachtet er als Anachronismus – wenigstens theoretisch und intellektuell. Als Wirtschaftsminister war er mit seinen Reformideen nicht weitergekommen – Präsident Hollande hatte ihn ausgebremst.

Der Bruch mit dem Präsidenten und die Gründung seiner Bewegung «En marche!» waren ein Wagnis. Seine Kandidatur verkündete er, bevor sich Hollande entschieden hatte, nicht mehr anzutreten. Macron wird ein feines Gespür für die weitverbreitete Desillusionierung im Land und das politische Kräftefeld nachgesagt. Von hier ist es nicht mehr weit zur Meinung, Frankreich brauche eine grundlegende Neuordnung, die Fünfte Republik sei am Ende.

Doch auf seiner Reformagenda ist davon wenig zu sehen. Macron will die Zahl der Staatsangestellten um 120 000 abbauen, den Privatsektor steuerlich entlasten und ausserdem die Staatsverschuldung eindämmen, indem er sich strikt an die jährlichen Maastrichter Vorgaben der EU hält. Den Arbeitsmarkt, die eigentliche Achillesferse, will er zwar reformieren, doch eher gemässigt – weniger stark etwa, als er seinerzeit in Deutschland von der rot-grünen Regierung umgestaltet worden war.

Die Kosten griffiger Reformen

Mit anderen Worten: Macron hat keinen radikalen Wechsel in der Wirtschaftspolitik angekündigt. Seine Vorhaben sind so ausgewogen formuliert, dass sie nicht weh tun und viele Wähler ihnen zustimmen konnten. Der Präsident wird versuchen, einen dritten Weg zwischen Haushaltskonsolidierung und expansiver Fiskalpolitik zu finden.

Frankreichs neuer Hoffnungsträger ist kein Champion der Freiheit, sondern des traditionellen französischen Dirigismus. Während Amerikas Präsident Trump als Teufel des Protektionismus gebrandmarkt wird, hat man Macrons vergleichbare Impulse weitgehend übersehen, nur weil er ihn auf europäischer Ebene praktizieren will.

Macron wurde nicht gewählt, weil er die grosse Veränderung der Nation versprach – eher im Gegenteil. Die Franzosen votierten für jene Sicherheit, die eine Präsidentin Le Pen vermutlich in Frage gestellt hätte. Dass sie wirklich bereit wären, die Kosten griffiger Reformen zu akzeptieren, ist wenig wahrscheinlich. Es wird nicht lange dauern, bis Macron das herausfindet.



Champion des französischen Dirigismus: Emmanuel Macron.

«Trump behindert die Justiz nicht»

Der amerikanische Staranwalt und ehemalige Harvard-Professor Alan Dershowitz, 78, über die jüngsten Entwicklungen zu Trump und Russland, die Entlassung von FBI-Chef Comey und die Frage, ob der US-Präsident abgesetzt werden sollte. *Von Pierre Heumann*



«Ich glaube, er ist zu intelligent, um diesen Fehler zu machen»: US-Präsident Trump, am 15. Mai in Washington.

Professor Dershowitz, Sie konfrontieren US-Präsident Donald Trump mit einem äusserst happigen Vorwurf. Er habe die nationale Sicherheit untergraben, indem er geheimste Informationen an Russland weitergegeben habe.

Falls Präsident Trump Informationen, die unter Verschluss sind, an Moskau verraten hat, wäre das in der Tat die schlimmste Verletzung der nationalen Sicherheit eines amtierenden Präsidenten, die es je gegeben hat. Aber ich hoffe, dass sich die Berichte in der Presse als falsch oder als übertrieben erweisen werden. Noch ist ja nichts bewiesen.

Trump wird von amerikanischen Medien nicht nur vorgeworfen, hochsensible Geheimdienstinformationen an Russland weitergegeben zu haben. Im Zusammenhang mit der Entlassung von FBI-Chef James Comey wird ihm auch Behinderung der Justiz zur Last gelegt.

Dieser Vorwurf lässt sich auf der Grundlage der jetzt vorliegenden Beweise nicht halten. Trump behindert die Justiz nicht.

In den USA, aber auch in vielen anderen Ländern ist es leider ein Trend, Politikern, mit denen man im Clinch liegt, Verbrechen vorzuwerfen. Doch der Begriff «Behinderung der Justiz» ist im Gesetz viel zu weit gefasst; er sollte enger – und nicht weiter – gefasst werden.

Ihr Harvard-Kollege Laurence Tribe fordert nun aber in einem Beitrag für die Washington Post, dass Trump in einem Impeachment abgesetzt werden sollte.

Mit Laurence, der ein bestens ausgewiesener Verfassungsexperte ist, bin ich sehr eng befreundet. Wir haben uns über seinen Artikel in E-Mails ausgetauscht. Aber wir sind uns in der Comey-Affäre nicht einig. Die vorliegenden Informationen liefern meiner Meinung nach keine Anhaltspunkte für Straftaten oder Verstösse, was laut Verfassung Voraussetzung für die Einleitung eines Impeachment wäre.

In Medien wird von einem andauernden Staatsstreich unter Trump gesprochen.

In den USA kennen wir ein System von Kontrolle und Überwachung, von *checks and ba-*

lances. Die Gerichte kontrollieren den Präsidenten, und auch der Kongress kontrolliert den Präsidenten. Wir haben zudem drei unabhängige Zweige der Regierung sowie eine sehr kritische und lebhaftige Presse, schliesslich auch sehr kraftvolle Hochschulen. Das System von *checks and balances* funktioniert also bestens. Von einem Staatsstreich kann keine Rede sein. Präsident Trump wurde



«Jeder sollte einverstanden sein»: Anwalt Dershowitz.

rechtmässig gewählt. Und gestatten Sie mir eine Klammerbemerkung: Ich wählte nicht Donald Trump, sondern Hillary Clinton.

Sollte bewiesen werden, dass Trump während der Wahlkampagne mit den Russen zusammengespield hat: Wäre das ein Verbrechen?

Wahrscheinlich nicht. Aber ich müsste wissen, welche strafgesetzlichen Normen verletzt wurden. Wir wissen, dass Präsident Reagan, zumindest während seiner Kampagne, Kontakte zu den Iranern hatte. Bei diesen Kontakten ging es um die Freilassung amerikanischer Geiseln in Teheran. Das Abkommen sah offenbar vor, dass der Iran die Geisseln erst freilassen würde, wenn Reagan zum Präsidenten gewählt sein würde. Es gibt also frühere Fälle, die vergleichbar sind. Es wäre politisch zwar sehr schlecht, aber kriminell? Man müsste klar definieren, was kriminell und was falsch ist.

Das Weisse Haus hat verschiedene, teils widersprüchliche Erklärungen für Comeyes Entlassung vorgelegt. Welche scheint Ihnen am glaubwürdigsten?

Die glaubwürdigste ist für mich diejenige, die vom Präsidenten selber stammt: dass er sich ärgerte, dass der FBI-Chef einen schlechten Job machte, dass er ein Showman sei. Übrigens waren auch die Demokraten gegen Comey. Nachdem Comey wenige Tage vor den Wahlen öffentlich bekundet hatte, möglicherweise neues Material zu Clintons E-Mail-Affäre gefunden zu haben, das die Kandidatin belastete, hatte ich seinen Rücktritt als FBI-Chef gefordert. Aus meiner Sicht war er als FBI-Chef nicht mehr glaubwürdig. Comey war zu politisch. Ich glaube zwar nicht, dass er mit seiner Information den Wahlkampf beeinflussen wollte. Ich gehe davon aus, dass Comey vor den Wahlen überzeugt war, Trump würde verlieren, dass er sicher war, seine Aussagen würden das Wahlergebnis nicht beeinflussen. Er war, wie viele andere auch, schockiert, dass Trump am Ende dann doch gewann.

Wie ist denn jetzt die Stimmung beim FBI?

Ich höre, dass die Art und Weise, wie Comey entlassen wurde, im FBI für eine gewisse Beunruhigung sorgt.

Wie beurteilen Sie die Amtsführung von Comey?

Sie war nicht adäquat. Er sprach zu viel, und er riskierte, die Wahlen zu beeinflussen.

Hat er Trump zum Sieg verholfen?

In einigen wichtigen Staaten wie Michigan, Wisconsin, Pennsylvania oder Minnesota halte ich es durchaus für möglich, dass Comey die Wahlen beeinflusst hat. Niemand

Skandale

Echo von Watergate

Nach der Entlassung des FBI-Direktors Comey werden Vergleiche mit dem grössten Polit-Skandal der US-Geschichte belebt. Was ist davon zu halten?

Irangate, Penelopegate, Nipplegate. Wann immer ein brisantes Ereignis sich zum Skandal auswächst, sind Journalisten rasch mit dem Suffix «-gate» zur Stelle. Mutter aller «-gates» ist Watergate, der grösste Polit-Skandal Amerikas im 20. Jahrhundert, in dessen Folge Präsident Richard Nixon 1974 seinen Rücktritt einreichte.

Seit Monaten kultivieren Trump-Kritiker die Vorstellung von einem «Russiagate». Die Kernelemente sind: mutmassliche Einmischung Russlands in den US-amerikanischen Wahlkampf und allfällige Absprachen zwischen Team Trump und Moskau. Seit der abrupten Entlassung von FBI-Direktor Comey werden neue Elemente ins Feld geführt, die nach Watergate klingen:

Entlassungen: Kritiker sehen in der Ablösung Comeyes eine Parallele zum «Samstagabend-Massaker». Nixon hatte am 20. Oktober 1973 beschlossen, den hartnäckigen Chefermittler Archibald Cox aus dem Weg zu räumen. Doch sowohl sein Justizminister als auch dessen Vize weigerten sich, die Entlassung zu befehlen; beide traten zurück. Schliesslich setzte sich Nixon durch und liess Cox aus dem Amt entfernen. Das «Saturday Night Massacre» gilt als eines der massivsten Vergehen Nixons, da er sich de facto über die Verfassung stellte, um seine Immunität zu wahren.

Mit Trumps Entlassung von Comey verhält es sich grundsätzlich anders. Erstens liegt kein Amtsmissbrauch vor. Ein US-amerikanischer Präsident kann den FBI-Direktor des Amtes entheben, ohne Erklärung und wann immer er will. So sieht es Artikel 2 der Verfassung vor. Zweitens hat er nicht massakriert, sondern eine Person gefeuert. Und drittens sind – anders als beim «Samstagabend-Massaker» – die heutigen Spitzenleute des Justizdepartements auf einer Linie mit dem Präsidenten.

Tapes: In der Watergate-Affäre waren es Tonbänder, die Nixon schliesslich aus dem Amt beförderten. Auch im gegenwärtigen Fall ist von «Aufnahmen» die Rede. Trump selbst brachte sie nach der Entlassung Comeyes in einem Tweet ins Spiel: «James

Comey sollte hoffen, dass es keine «Aufnahmen» unserer Gespräche gibt, bevor er etwas an die Presse durchsickern lässt.»

Sollte es tatsächlich Tonmitschnitte von Trumps Treffen mit Comey geben, müssten sie als Beweismittel in die Ermittlungsverfahren eingebracht werden, sind sich Experten einig. Sollten sie zerstört werden, gälte dies als Vernichtung von Beweismitteln. Nixon hatte alle seine Gespräche und Telefonate seit 1971 aufzeichnen lassen. Während Monaten hatte Nixon versucht, die Mitschnitte von den Ermittlern fernzuhalten, bis ihn das Oberste Gericht zwang, die Tonbänder auszuhändigen. Ob es im

Fall Trump je so weit kommt, ist pure Spekulation. Bis dato ist in keiner Weise sicher, ob Trump tatsächlich Gespräche aufzeichnen liess.

Beeinflussung: Nixon feuerte den Sonderermittler und stoppte im Wesentlichen die Ermittlungen gegen ihn. In Trumps Fall gehen die Untersuchungen weiter. Die Entlassung Comeyes werde die Untersuchung nicht behindern, sagt Asha Rangappa,

ehemalige Sonderermittlerin des FBI im Gespräch mit National Public Radio. Undenkbar sei auch, dass Comeyes Nachfolger die Ermittlungen abklemmen könnte. Zu viele Instanzen seien involviert. Ausserdem laufen im Senat und im Repräsentantenhaus eigene Untersuchungen.

Cover-up: Trumps überraschende Entlassung Comeyes schürt den Verdacht, dass er etwas zu verbergen hat. Was wiederum an die cover-up-Aktion bei Watergate erinnert. Nixon versuchte sein Verbrechen – den Einbruch im Hauptquartier der Demokraten – zu kaschieren. Bei Trump indes liegen bis dato keine Beweise für ein Verbrechen vor.

Entsprechend zurückhaltend äusserte sich Bob Woodward, der den Watergate-Skandal 1973 publik machte, in den «Fox News Sunday»: «Es gibt tausend Fragen, und sie sollten beantwortet werden. Aber zu diesem Zeitpunkt gibt es keinen Beweis, dass Präsident Trump in irgendwelcher Weise an einer Kooperation (mit Russland) beteiligt war... Bis jetzt ist das kein Watergate». Urs Gehrig



Richard Nixon, 1974.

wird es je wissen, aber ich würde es nicht ausschliessen. Zwischen seiner Aussage, die Untersuchung wegen Clintons E-Mails sei wieder eröffnet, und der späteren Mitteilung, die Untersuchung sei abgeschlossen, haben Millionen von Wählern vorzeitig gewählt. Seine Informationspolitik könnte die Wahlen deshalb durchaus beeinflusst haben.

Auch Bill Clinton hatte den damaligen FBI-Chef entlassen. Wie unterscheiden sich die beiden Fälle?

Im Fall Clinton gab es keine laufende Untersuchung, in die das Weisse Haus involviert war.

Wie ist die Rechtslage?

Der Kongress machte bei der Formulierung des FBI-Gesetzes einen Fehler. Einerseits legte er fest, dass der FBI-Chef eine Amtszeit von zehn Jahren habe. Gleichzeitig gab der Kongress dem Präsidenten das Recht, den FBI-Chef zu entlassen. Das bedeutet, dass die Amtszeit des FBI-Chefs nicht wirklich zehn Jahre beträgt. Richtig wäre es gewesen, dem Präsidenten nur mit Zustimmung des Senats die Kompetenz zu geben, den FBI-Chef zu entlassen.

Nach der Entlassung Comeys twitterte Trump, Comey solle «besser hoffen, dass es keine Aufzeichnungen von unseren Gesprächen gibt». Ist das ein Bluff, um Comey einzuschüchtern?

Ich habe den Verdacht, dass der Präsident blufft. Private Gespräche im Verlauf von Abendessen im Weissen Haus werden vermutlich nicht aufgezeichnet. Doch niemand weiss das mit Sicherheit. Wahrscheinlich werden aber Gespräche, die im Oval Office stattfinden, aufgenommen. Niemand weiss darüber übrigens besser Bescheid als Comey, weil das bisher zu seinem Job gehörte. Das FBI nimmt mehr Gespräche auf als die meisten anderen Behörden.

Das klingt nach routinemässiger Überwachung.

Ich war wiederholt im Weissen Haus, und stets ging ich davon aus, dass meine Gespräche mit dem Präsidenten aufgenommen werden. Und falls das nicht durch eine US-Behörde geschah, dann möglicherweise durch Russland.

Im Ernst?

Natürlich. Wir wissen, dass jedes Land versucht, jedes andere Land auszuspionieren. Jeder in einer hohen Position sollte deshalb davon ausgehen, dass seine Meetings aufgenommen werden.

Darüber ist auch Trumps Sicherheitsberater Michael Flynn gestolpert.

Das war so dumm von General Flynn. Er musste doch wissen, dass seine Gespräche mit den Russen aufgenommen würden, entweder von den Russen oder von den Amerikanern.

Wie ist die Aufzeichnung von Gesprächen im Gesetz geregelt?

In District of Columbia braucht es die Zustimmung einer Partei, in einigen Staaten braucht es die Zustimmung beider Parteien. Keine Zustimmung ist erforderlich, wenn Ausländer im Ausland abgehört werden.

Könnte die Comey-Affäre die Agenda des Weissen Hauses beeinflussen?

Das tut sie bereits. Es gibt weniger Aktivitäten im Kongress als sonst, zudem wird die Aufmerksamkeit auf die Comey-Affäre gelenkt, als ob sie unser grösstes Problem wäre.

Wird Trump die Affäre Comey überleben?

Ja – falls er einen hervorragenden Chef fürs FBI ernannt. Sollte er aber einen ihm hörigen Jasager

ernennen, könnte die Affäre für Trump zu einem ernststen Fall werden. Aber ich glaube, er ist zu intelligent, um diesen Fehler zu machen.

Welches Profil müsste Comeys Nachfolger haben?

Er sollte nicht politisch sein und Erfahrung im Untersuchen und Verfolgen von Fällen mitbringen. Zudem muss es eine höchst integre Person sein. Der neue FBI-Chef müsste vom Senat ohne Gegenstimme ernannt werden, also mit hundert zu null Stimmen. Das ist der Schlüssel. Jeder sollte mit ihm einverstanden sein.

Wen würden Sie empfehlen?

Er müsste entweder Präsident einer Universität sein, ein amtierender Richter oder jemand, dem man nichts vorwerfen kann. Der beste Vorschlag stammt von Senator Lee aus Utah. Er brachte den Namen von Merrick Garland ins Spiel, der im vergangenen Jahr von US-Präsident Obama zum Obersten Richter am Supreme Court ernannt worden war. Doch die Republikaner im Senat verweigerten ihm das Hearing, so dass seine Ernennung hinfällig wurde. Er würde im Senat, glaube ich, mit hundert zu null Stimmen ernannt werden. Er wäre die perfekte Wahl.

Sie stehen nicht zur Verfügung?

(Lacht) Ich bin zu alt dafür. Mein Job ist es, von aussen die Regierung zu kritisieren, unabhängig davon, aus welcher Partei der Präsident stammt.



Ex-FBI-Direktor Comey.

«Ich gehe davon aus, dass Comey vor den Wahlen überzeugt war, Trump würde verlieren.»



Trumps Woche

Plan mit Peking

Beim Handel lässt sich verhandeln: Reset mit China.

Von der Administration als «frühe Ernte» gepriesen, verspricht ein Zehn-Punkte-Plan mit Peking, den chinesischen Markt für US-amerikanische Ratingagenturen und Kreditkartenunternehmen zu öffnen. China stimmt zudem der Einfuhr amerikanischer Rindfleischimporte für seine potenziell 1,37 Milliarden Verbraucher zu.

Trumps Handelsministerium verkündete ausserdem eine Übereinkunft über eine Ausweitung von Erdgasexporten aus den USA nach China.

In einem Gespräch mit dem *Economist* sagte Trump: «Ich glaube, ich mag ihn [den chinesischen Präsidenten Xi Jinping] sehr. Ich glaube, auch er mag mich sehr... Ich meine, er ist ein toller Typ.»

Im selben Interview enthüllte der Präsident eine Kehrtwende im nordamerikanischen Freihandelsabkommen Nafta. Ursprünglich war der Präsident bereit, Nafta zu beenden: «In sechs Monaten ist es weg.» Nach Telefongesprächen mit dem kanadischen Premierminister und dem mexikanischen Präsidenten ist Trump nun jedoch offen für «massive» Neuverhandlungen.

Kurz vor einem Besuch des türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan im Weissen Haus stimmte Trump der Bewaffnung kurdischer Milizen in Syrien im Kampf gegen den Islamischen Staat zu. Dies wird von der Türkei, einem Nato-Partner, abgelehnt, da sie in den kurdischen Kämpfern Terroristen sieht.

Daheim in den USA ehrte Trump Männer und Frauen in Uniform. Der Präsident und First Lady Melania luden Soldaten mit ihren Ehepartnerinnen und Müttern zum Muttertagswochenende ins Weisse Haus ein.

Am Montag sprach Trump anlässlich des 36. Gedenktags für im Dienst gefallene Polizeibeamte zu Polizisten und zu Hinterbliebenen. Der Präsident verpflichtete sich, Amerikas Polizistinnen und Polizisten nachdrücklich zu unterstützen, und forderte ein Ende der Angriffe auf Polizeibeamte.

Basti Fantasti

Die Österreichische Volkspartei (ÖVP) hat sich mit Haut und Haar einem Dreissigjährigen ausgeliefert. Ist die «Liste Sebastian Kurz» das Ende der Traditionspartei oder der Beginn ihrer Erneuerung?

Von Michael Fleischhacker

Sebastian Kurz ist ein ungewöhnlicher Gesprächspartner, jedenfalls für jemanden, der regelmässig mit Politikern spricht. Er hört zu, er fragt, er will Dinge wissen, die er noch nicht weiss. Natürlich will er auch wissen, wie man ihn sieht und wie man denkt, dass andere ihn sehen. Das «Wie war ich, Schatz?»-Gen steckt ja in jedem Politiker, unabhängig von Alter und Erfahrung.

«Schwarz macht geil»

Kurz wirkt aber erstaunlich wenig aussengeleitet. Der Dreissigjährige, seit dem Wochenende geschäftsführender Obmann der Volkspartei, weiss, was er will, er wirkt selbstsicherer als sein um zwanzig Jahre älterer Konkurrent um die Kanzlerschaft bei den für 15. Oktober angesetzten Wahlen, Amtsinhaber und SPÖ-Vorsitzender Christian Kern.

Als Sebastian Kurz im Alter von 24 Jahren als Staatssekretär für Integration in die Bundesregierung eintrat, wurde er vom Boulevard bejubelt und vom Rest der Medienwelt mit Häme überschüttet. Man hielt ihm einen drei Jahre zurückliegenden Wien-Wahlkampf der von ihm geleiteten ÖVP-Jugendorganisation vor, in dem die Jung-Schwarzen mit einem fetten, «Geilomobil» genannten Hummer durch Wien zogen, Party machten und erklärten: «Schwarz macht geil.»

Als er jetzt, sieben Jahre später, vom entnervt zurückgetretenen Parteichef und Vizekanzler Reinhold Mitterlehner die Führung der ÖVP übernahm und sich als Bedingung für die Übernahme des Amtes weitreichende Vollmachten ausstellen liess, wiederholte sich der Vorgang: Der Boulevard feierte ihn als letzte Chance der maroden Volkspartei, das links-gewirkte Justemilieu, das den öffentlich-rechtlichen Rundfunk und die polit-medialen Social-Media-Kanäle dominiert, warnte vor dem Ende der Demokratie in der ÖVP und im restlichen Österreich. Vergleiche mit Viktor Orbán und Recep Tayyip Erdogan wurden herangezogen, in den Enthemmungskammern der sozialen Medien war sogar von «präfaschistischen» Vorgängen in der altherwürdigen Partei die Rede.

Ein Karrierist?

Ein zwar intelligenter und politisch hochbegabter, aber prinzipienloser Karrierist sei der junge Aussenminister, lautet eine Kritik. Vor allem wirft man Kurz vor, dass er sich mit der Schliessung der Balkanroute und der Durch-



Wenn das Licht angeht: ÖVP-Chef Kurz.

setzung einer Flüchtlings-Obergrenze die Positionen der rechten Oppositionspartei FPÖ zu eigen gemacht und so die christlich-sozialen Prinzipien seiner Partei auf dem Altar des Populismus geopfert habe. Dass sich Christian Kern und die SPÖ Kurz' neuem Kurs ähnlich schnell angeschlossen haben wie die deutsche Kanzlerin Angela Merkel und der Rest der EU, wird dabei geflissentlich übersehen.

Kurz polarisiert, nicht zuletzt deshalb, weil er seine hohen Beliebtheitswerte in der Bevölkerung ziemlich effizient in politischen Machtgewinn verwandelt.

Es ist ein offenes Geheimnis, dass es sich bei dem überstürzt wirkenden Wechsel an der ÖVP-Spitze nicht um ein spontanes, dem Augenblick geschuldetes Ereignis handelt. Das Drehbuch für die Szene lag seit gut einem Jahr in den Schubladen der Akteure rund um den bürgerlichen Hoffnungsträger. Offen war nur, wann das Licht angeht und die Kameras zu laufen beginnen.

Jetzt sorgen sich viele um die Traditionspartei ÖVP, vor allem sorgen sich Menschen, die diese Partei nie gewählt haben und nie wählen würden. Unter den Warnern vor innerparteilichem Demokratieabbau finden sich zudem nicht wenige, die zuvor über Jahre hinweg gehöhnt hatten, dass eine Partei, in der nicht der Spitzenmann entscheide, sondern ein überkomplexes, nicht wirklich radikaldemokrati-

ches Geflecht aus Landesparteiern und Obleuten der Teilorganisationen (Bauern, Beamte, Wirtschaftstreibende, Pensionisten und Jugendorganisation), in der heutigen Zeit nicht mehr überlebensfähig sei.

Alles, was nicht links ist

Auf den ersten Blick wirkt die Inszenierung des innerparteilichen Machtwechsels tatsächlich wie die Selbstaufgabe einer altherwürdigen demokratischen Institution zugunsten des Ego-Programms eines hochbegabten Shootingstars (manche nennen ihn «Basti Fantasti»). Bei den bevorstehenden Wahlen tritt nicht mehr die «Österreichische Volkspartei» an, sondern die «Liste Sebastian Kurz – die neue Volkspartei». Die Frage, ob Österreich gerade das Ende einer der staatstragenden Parteien erlebt oder den Beginn von deren längst überfälliger Transformation in eine moderne politische Bewegung, lässt sich indes noch nicht final beantworten.

Ob dem abgeschlossenen, wohl unvermeidlichen Zerstörungswerk ein belastbarer Neubeginn folgen kann, wird auch davon abhängen, wie sich der neue Alleinherrscher der Konservativen inhaltlich positioniert. So klar sein Profil in Fragen der Migrations- und Integrationspolitik ist, so undeutlich erscheinen vielen Beobachtern die Konturen seines wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Programms. Wer genau hinsieht, kann aber leicht erkennen, worin der Kern des Kurz-Programms besteht: Willkommen ist alles, was nicht links ist.

Das ergibt eine Mischung aus restriktiver Zuwanderungs- und Integrationspolitik, konservativer Identitätspolitik, liberaler Wirtschaftspolitik und konservativer Gesellschaftspolitik mit liberal-urbanen Einsprengeln. Kurz will die inhaltlichen Widersprüche, in die sich die Teilorganisationen der ÖVP über die Jahre verstrickt haben, aufheben. Und er hat von einem seiner Vorbilder, dem von 2000 bis 2006 mit der FPÖ regierenden ÖVP-Kanzler Wolfgang Schüssel, gelernt, wie das einzige Werkzeug heisst, mit dem sich dieses Gesellenstück anfertigen lässt: Macht.



Michael Fleischhacker ist österreichischer Journalist und TV-Moderator.



Pfeifen im Wald: Generalsekretärin Barley, SPD-Vize Stegner, Parteichef Schulz an der Wahlparty am Sonntag im Willy-Brandt-Haus in Berlin.

Trost, Trotz und Trauer

Drei Wahlen, drei Niederlagen: Die Luft ist raus aus Martin Schulz und der SPD. Bei ihrer Wahlparty versuchten die Genossen, sich gegenseitig Trost zu spenden.

Von Wolfgang Koydl aus Berlin

Wie ein Schiffsbug schiebt sich das Willy-Brandt-Haus, das Hauptquartier der SPD, in die Kreuzung von Stresemann- und Wilhelmstrasse in Berlin-Kreuzberg. Die architektonische Symbolik ist unübersehbar: Hier bricht sich, durch verkrustete Strukturen von Unrecht und Ungerechtigkeit, ein Eisbrecher Bahn.

Ganz vorn im Gebäude liegt das Atrium, wo die Skulptur eines merkwürdig zerknittert wirkenden sozialdemokratischen Bundeskanzlers Brandt steht. «Die Spitze» nennen sie in der Parteizentrale kurz diesen Teil des Hauses. Nur dass sich derzeit leider niemand «spitze» fühlt in der SPD. Die vermeintliche Lichtgestalt Martin Schulz, sie war wohl nicht mehr als ein letztes Wetterleuchten vor Einbruch einer langen Dunkelheit.

Die Vorstandsmitglieder rings um den Kanzlerkandidaten und SPD-Chef jedenfalls, die am Abend nach der verlorenen Wahl in Nordrhein-Westfalen auf der Wahlparty der Genossen kurz auftreten, wirken denn auch eher wie die Offiziere auf der Brücke der «Titanic». Ihre Worte sollen Zuversicht verströmen, doch ihre steinernen Mienen strafen diese Worte Lügen.

Magenbitter statt Sekt

Von Partystimmung war noch nicht einmal viel zu spüren, bevor die Fernsehsender um 18 Uhr die ersten – für die SPD verheerenden – Prognosen vermeldeten: Machtwechsel im grössten deutschen Bundesland, in der

«Herzkammer» der deutschen Sozialdemokratie, wie Kommentatoren das nannten, als handle es sich um eine Herz-Kreislauf-Kondition. Die rote Ministerpräsidentin Hannelore Kraft – abgewählt. Die Frau, die einmal als Geheimwaffe gegen Angela Merkel gehandelt worden war.

Irgendwie hatten sie es ja geahnt, die Veranstalter der SPD-Party. Deshalb hatten sie gleich gar nicht Sekt für das Büffet bestellt. Nur auf der Karte steht er noch, für zwei Euro das Glas. «Auf dem wären wir sitzengeblieben», meint das Personal lakonisch. «Stattdessen hätten wir lieber ein paar Flaschen Magenbitter reinstellen sollen.» Von den oberen Etagen blicken ein paar Parteifunktionäre auf das Parteivolk unten im Atrium hinab. Sie nuckeln verdriesslich an Bierflaschen.

Noch nicht einmal zwei Monate ist Schulz Chef der einst stolzen SPD – ohne eine einzige Gegenstimme gewählt von einer im Verzückungstaumel bebenden Partei, die den Machtwechsel in Berlin, die Abwahl von Angela Merkel, der ewigen Kanzlerin, schon zum Greifen nah vor Augen zu haben schien.

Seitdem haben die Sozialdemokraten drei Landtagswahlen in Serie verloren, eine schlimmer als die andere. Schulz ist inzwischen gut darin, dem siegreichen Gegner «von Herzen» zu gratulieren, «wie es die politische Kultur gebietet». Das soll ihn vermutlich menschlich machen: «Seht her, das ist ein Typ, der Niederlagen sportlich wegsteckt.» Wenn er weiter übt, wird er am Abend des 24. September nach

der Wahl zum Deutschen Bundestag Merkel formvollendet seine Glückwünsche zu einer weiteren Amtszeit übermitteln können.

Glaubwürdiger als Schulzens Zerknirschtigkeit ist das unverkennbar griesgrämige Gesicht, mit dem sein Vize Ralf Stegner das Publikum niederstarrt. Einen Leberhaken habe die SPD erhalten, sagt er – und man wundert sich, wann man diesen Ausdruck aus der Boxersprache zum letzten Mal gehört hat. Aber man stehe noch stramm im Ring, abgerechnet werde erst nach dem Schlussgong.

«Wird schon», macht sich eine aus dem Ruhrgebiet angereiste Parteigenossin Mut.

Wenn man Stegner so ansieht, ahnt man, dass er keinen Sieg nach Punkten im Sinn hat, sondern einen blutigen K. o.

Doch dieser *pep talk* verfängt noch nicht einmal mehr bei den Parteigenossen hier im Atrium. Sicher, man gibt sich trotzig. «Was hat das mit Schulz zu tun?», ruft Sabine Schlüter aus und blickt herausfordernd in die Runde, als ob ihr irgendeiner widersprechen würde. Sie ist Bürgermeisterin von Bispingen, einer Kleinstadt in der Lüneburger Heide. «Der Bundestagswahlkampf fängt ja jetzt erst an», sagt sie noch und erntet zustimmendes Nicken.

Eine Viertelstunde später wird ihr Parteivorsitzender dasselbe sagen und damit die

verbindliche Parole ausgeben: Die letzten Wahlen im Saarland, in Schleswig-Holstein und in Nordrhein-Westfalen, die hatten alle nichts mit Schulz und mit der Bundespartei zu tun. Jetzt geht's erst richtig los. «Wird schon», macht sich eine aus dem Ruhrgebiet angereiste Parteigenossin Mut.

Dass das nicht mehr als Pfeifen im dunklen Wald ist, wissen die Sozialdemokraten freilich selber. Bürgermeisterin Schlüter zeigt es mit einer Geste: Tröstend streichelt sie ihrer Tochter über den Rücken, die vernehmbar ein Schluchzen unterdrückt, als auf den TV-Monitoren der rote Balken bei knapp über 30 Prozent innehält und die CDU daran vorbeizieht. Klaus-Jürgen Scherer, Politologe und viele Jahre Berater des SPD-Vorstands, flüchtet in entwaffnende Selbstironie: «Unter den gegebenen Umständen ist das die einzig richtige Analyse, meinen Sie nicht?», sagt er mit einem schrägen Grinsen.

Die wahre Analyse fällt freilich anders aus. Demnach droht auch der deutschen Sozialdemokratie dasselbe Schicksal wie vielen ihrer europäischen Genossinnen: der Absturz in die Bedeutungslosigkeit einer politischen Splittergruppe. So erging es der griechischen Pasok, die von 43 auf 4 Prozent schrumpfte, und der niederländischen Partij van de Arbeid, die von über 40 auf 6 Prozent zurückfiel. Frankreichs Sozialisten werden bei der kommenden Parlamentswahl 7 Prozent vorhergesagt, ihren britischen Genossen von Labour droht bei der Unterhauswahl am 8. Juni das schlechteste Ergebnis seit Kriegsende.

Nicht nur hier in der stickigen Luft im Willy-Brandt-Hause dämmert es den Sozialdemokraten, dass sie vielleicht gar nicht mehr gebraucht werden. Der abgedroschene Slogan von der sozialen Gerechtigkeit verfängt nicht mehr. Schulz spricht an diesem Abend denn auch nicht mehr von der sozialen Brache Deutschland, sondern von «unserem reichen Land».

Unverfroren, aber genial

Das trifft die Stimmung vieler Deutscher ohnehin viel genauer. Nur, warum sollten sie dann ihre Kanzlerin abwählen, der sie Stabilität und Wohlstand verdanken? Trump, Brexit, Migranten – in unsicheren Zeiten ist die Kanzlerin ein Fels in der Brandung, auch wenn sie diese Brandung, wie die Monatschrift *Cicero* schrieb, mit ihrer Politik massgeblich selbst erzeugt hat. Unverfroren, aber eben auch politisch genial.

Lukas ist erst sechzehn Jahre alt, und dies ist seine erste Wahlparty. Bei der Wahl Anfang Mai in Schleswig-Holstein hat er zum ersten Mal abgestimmt. «Seit ich denken kann, ist Angela Merkel Kanzlerin», sagt er. «Ist es ein Wunder, dass ich das nicht gut finde?» Mag sein. Aber so, wie es aussieht, wird er sich wohl noch ein wenig gedulden müssen. ○

China

Nachrichten aus «Westkorea»

Die Provokationen des nordkoreanischen Diktators Kim Jong Un entlarven Schwachstellen in der chinesischen Führung. Im Internet entlädt sich die Unzufriedenheit der Bevölkerung.

Dass Nordkorea mit seinen rhetorischen und militärischen Provokationen die Mächtigen der Welt verärgert, ist hinlänglich bekannt. Diese antworten dann mit mehr oder weniger diplomatischen Abmahnungen und manchmal mit der Entsendung von Kriegsschiffen oder mit Militärübungen. In der breiteren Öffentlichkeit begnügt man sich derweil meist damit, über Kim Jong Un zu lachen, als wäre er eine schlechte Comicfigur – zumindest im Westen. Angriffiger wird die öffentliche Diskussion in China geführt, dem langjährigen Verbündeten der Familie Kim. Die Krise hat das Potenzial, die Autorität und das Ansehen der chinesischen Führung gegen innen zu untergraben.

Zwar gilt Machthaber Kim auch in der chinesischen Internetgemeinde als Freak. Das macht die Sache für die chinesische Führung aber nicht besser, ganz im Gegenteil. Da will



«Fettsack Kim der Dritte»: Kim Jong Un.

China neuerdings eine Weltmacht oder zumindest eine Regionalmacht sein, investiert wie nie zuvor in die Armee, baut Flugzeugträger und führt das eigene Volk mit eiserner Hand. Aber gegen «Jin Sanpang», wörtlich «Fettsack Kim den Dritten», wie Kim Jong Un im chinesischen Internet apostrophiert wird, gibt man sich wie gelähmt und lässt sich immer wieder demütigen. Erst vor wenigen Tagen musste sich Peking von Pjöngjang massregeln lassen wegen angeblich «absurder und unbedachter Äusserungen», Nordkorea drohte mit «ernsten Konsequenzen» und liess ausrichten, man werde nicht um die Freundschaft mit China betteln.

So etwas hinterlässt keinen guten Eindruck in der chinesischen Öffentlichkeit. Ausgerechnet von Nordkorea muss sich China vor der ganzen Welt blossstellen lassen, wo doch unzählige Chinesen im Koreakrieg für die Kim-Dynastie ihr Leben gelassen haben, darunter

auch kein Geringerer als Maos ältester Sohn Anying.

Als Persiflage auf diese Peinlichkeiten hat die chinesische Internetgemeinde der Volksrepublik einen neuen Namen gegeben: China heisst jetzt «Westkorea». Das Internet hat das stolze Reich der Mitte sozusagen zum Juniorpartner Nordkoreas erklärt. Dass sich China gegen seinen wildgewordenen Nachbarn nicht durchzusetzen vermag, ist das eine; mit dem Begriff weist die digitale chinesische Résistance aber auch auf wenig schmeichelhafte Gemeinsamkeiten zwischen Peking und Pjöngjang hin; im Grunde sind sie sich doch sehr ähnlich: unterdrückerische Machthaber, offizielle Korruption, Angst vor dem Westen und vor dem eigenen Volk.

Katz-und-Maus-Spiel mit den Zensoren

Mikroblogs und Online-Kommentare, in denen der Begriff «Westkorea» aufscheint, werden in China umgehend gelöscht. Dasselbe gilt für den Begriff «Fettsack Kim der Dritte». Das kann die überaus flinken und einfallsreichen chinesischen Netizens aber nicht davon abhalten, die Diskussion mit immer neuen Wortspielen voranzutreiben, man liefert sich ein Katz-und-Maus-Spiel mit den Zensoren. «Jin Sanpang» etwa findet immer wieder in neuen Variationen den Weg in die Blogs und Kommentare.

Auf fruchtbaren Boden fallen in so einem Klima auch Verschwörungstheorien. Seit einiger Zeit gehört «MH 370» zu den häufigsten Suchanfragen im chinesischen Internet. Wild wird dort darüber spekuliert, in welchem Zusammenhang der Absturz der Malaysia-Airlines-Maschine und der Mord an Kim Jong Nam, dem Halbbruder des nordkoreanischen Diktators, stehen könnten. War der mysteriöse Crash von MH 370, bei dem 153 Chinesen ums Leben kamen, ein Anschlag auf das Leben von Kim Jong Nam? Es kursieren Theorien, wonach dieser auf dem Unglücksflug hätte sein müssen.

So oder so – die Diskussion macht der chinesischen Regierung keine Ehre. Auch im Fall MH 370 machte sie eine schwache Figur. Die Spekulationen sind da letztlich nichts anderes als eine weitere Kritik an der Führungsschwäche Pekings in der Nordkorea-Frage. Kim Jong Nam galt als Protegé Pekings; dessen Ermordung in Malaysia wird in den chinesischen sozialen Medien als weitere öffentliche Demütigung Chinas empfunden. Claudia Wirz

«Günstig wie noch nie»

Die erste Auslandsreise führt US-Präsident Trump nach Nahost. In Jerusalem und Bethlehem will er sich «mit allen Mitteln» für eine Lösung des Jahrhundertkonflikts einsetzen. Israels ehemaliger Premier Ehud Barak analysiert im Gespräch mit der *Weltwoche* die Erfolgchancen. Von Pierre Heumann

«Weshalb zum Teufel können wir nicht versuchen, den Friedensprozess zwischen Israelis und Palästinensern wieder in Gang zu bringen?» Israels ehemaliger Premier Ehud Barak wirft «diese einfache Frage» im Lauf des Gesprächs provokativ auf. Kurz vor der Ankunft des US-Präsidenten in Jerusalem und Bethlehem ist das Thema wieder einmal aktuell.

Donald Trump, meint Barak, könnte eine Schlüsselrolle spielen. Der Mann sei zwar unberechenbar. Aber das zwingt alle dazu, ihre bisherigen Verhaltensmuster zu überdenken – auch im Nahen Osten. Das, werfen wir ein, reiche allerdings kaum für eine Grundlage, um den israelisch-palästinensischen Dialog wieder in Gang zu bringen.

Kommandant einer Eliteeinheit

Barak listet routiniert seine Argumente auf, warum der Frieden jetzt eine bessere Chance habe als früher. Trump sei derzeit mit vier Hotspots konfrontiert: Nordkorea, dem Iran, China und dem Nahen Osten. Am günstigsten sei es für Trump, sich vorrangig um den israelisch-palästinensischen Friedensprozess zu kümmern: «Hier besteht für ihn kein Risiko, dass er mit Truppen oder Flugzeugträgern eingreifen muss.»

Nach einem Treffen mit Machmud Abbas, dem Präsidenten der palästinensischen Autonomiebehörde, in Washington Anfang Mai sagte Trump, der Frieden in Nahost sei «nicht so schwierig zu erreichen, wie die Leute immer meinten». Er wolle sich «mit allen Mitteln, die nötig sind, einsetzen, um ein Abkommen zu ermöglichen, zu erleichtern, zu vermitteln», so der US-Präsident. «Wir werden das schaffen.»

Die umstrittenen Themen, sagt Barak, seien seit Jahrzehnten bekannt, ebenso die Antworten darauf. Was allerdings Israelis und Palästinensern fehle, sei das gegenseitige Vertrauen. Falls Trump entschlossen sei, seine Ideen durchzusetzen, könnte ihm gelingen, was anderen Präsidenten nicht gelungen sei.

Auch wenn Barak derzeit kein offizielles Amt bekleidet: Sein Wort hat Gewicht. Während mehrerer Jahrzehnte hat der 75-Jährige Israels militärische und politische Entwicklungen an vorderster Front geprägt. Im Alter von siebzehn Jahren stieg er in die Uniform, die er erst 53 Jahre später wieder ablegen sollte. Er kommandierte in dieser Zeit eine Eliteeinheit, war Chef des militärischen Geheimdienstes und beendete seine Karriere als



Mehr Risikobereitschaft: israelischer Ex-Premier Barak.

Generalstabschef. Immer wieder fiel er durch waghalsige Taten auf. So führte er 1973 eine Kommandoaktion im feindlichen Beirut an, um dort drei palästinensische Terroristen umzubringen, die ein Jahr zuvor bei den Olympischen Spielen von München israelische Athleten getötet hatten. Dabei verkleidete er sich als Frau, mit Perücke und High Heels. (Die Aktion wurde von Steven Spielberg im Film «München» verewigt.)

Kaum hatte Barak den Dienst quittiert, wechselte er in die Politik, war Aussenminister, Verteidigungsminister und von 1999 bis 2001 Regierungschef. Auch hier tat er sich durch Unerblichkeit hervor. Im Mai 2000 löste er sein Wahlversprechen ein, die israelische Armee nach 22-jähriger Besetzung ohne Friedensvertrag aus dem Südlibanon zurückzuziehen.

Barak ruft uns aus den USA an. Dort hält er Vorträge und kümmert sich um seine Investitionen im Hightech-Bereich. Er bereite sei-

ne Rückkehr in die israelische Politik vor, munkelt man in Tel Aviv, auch wenn das offiziell von Baraks Entourage dementiert wird. Wiederholt liess diese aber durchblicken, dass Barak erneut als Premier kandidieren würde, sollte ihn seine Partei, die Arbeitspartei, an die Spitze holen.

«Nichts ist vom Tisch»

In den letzten Monaten ist Barak erstmals seit längerer Zeit wieder durch Medienauftritte aufgefallen. Anfang Mai gab er dem Massenblatt *Yedioth Ahronoth* ein Interview, letztes Wochenende publizierte er in der Zeitung *Haaretz* einen ausführlichen Essay, in dem er unter anderem die Durchführung einer regionalen Friedenskonferenz fordert. Demnächst wird er am Swiss Economic Forum in Interlaken auftreten.

«Geostrategisch ist die Ausgangslage so günstig wie noch nie», analysiert Ehud Barak

Trumps Chancen, Israelis und Palästinenser miteinander zu versöhnen. So seien traditionelle Gegner einer israelisch-palästinensischen Annäherung, Syrien und der Irak, durch die internen Wirren geschwächt. Zudem hätten «Israel und die gemässigten sunnitischen Staaten in der Region jetzt gemeinsame Interessen». Sowohl Jerusalem als auch Riad, Kairo und Amman würden den islamischen Terror als Gefahr betrachten. Alle seien sie darauf erpicht, die iranischen Nuklearpläne zu vereiteln und die regionalen Ambitionen Teherans in Schach zu halten.

Der vom ehemaligen US-Präsidenten Obama abgeschlossene Deal mit dem Iran sei zwar schlecht, sagt Barak. Das Abkommen verhindere nämlich nicht, dass Teheran weiterhin Terrorgruppen finanziere, nuklearfähige Trägerraketen besitze oder Cyber-Warfare betreibe. Aber der Deal schiebe immerhin den Zeitpunkt um zehn Jahre hinaus, zu dem der Iran als Nuklearmacht auftreten könne, zusammen mit Ländern wie Pakistan oder Nordkorea.

Was er in seiner Zeit als Verteidigungsminister in den Jahren 2009 und 2010 vorgeschlagen habe, bleibe deshalb gültig, sagt Barak. «Nichts ist vom Tisch.» Damals hatte er im Kabinett versucht, den Angriff auf iranische Atomanlagen durchzubringen. Aber im Kabinett fand sich dafür keine Mehrheit, zumal der damalige Generalstabschef Ashkenazi davor warnte, dass Israel dazu operationell nicht in der Lage sei.

Schicksal der Palästinenser

Für Trump, den Geschäftsmann, sei es interessant, dass israelisch-arabische Strategieinteressen in der Region zu riesigen Infrastrukturprojekten führen und von Jerusalem, Riad oder Amman gemeinsam angegangen werden könnten. Allerdings nur unter einer Voraussetzung: «Nichts davon wird realisiert, solange der israelisch-palästinensische Konflikt nicht gelöst ist.» Arabische Politiker hätten zwar nicht unbedingt ein Herz für die Palästinenser. Aber sie respektierten die arabische Strasse, die sich mit dem Schicksal der Palästinenser identifiziere.

Wohl nur wenige wissen besser als Barak, wie schwierig es ist, Frieden zu schliessen. Der ehemalige israelische Regierungschef hat vor siebzehn Jahren den Palästinensern in Camp David ein, wie er sagt, grosszügiges Angebot gemacht. Dieses sah unter anderem einen unabhängigen palästinensischen Staat, eine Teilung der Stadt Jerusalem sowie die Evakuierung der meisten jüdischen Siedlungen vor. Doch Palästinenserführer Jassir Arafat lehnte damals alles ab. Statt auf Baraks Offerte einzugehen, fachte er einen mehrjährigen Terroraufstand gegen Israel an, die zweite Intifada, mit Tausenden von Toten und Verletzten auf beiden Seiten.

Trumps Nahostmission ist schwierig. Er behaupte nicht, differenziert Barak im Lauf des Telefongesprächs seine Aussagen, dass der israelisch-palästinensische Konflikt bald schon gelöst sein werde. «Aber ich ermuntere dazu, das Risiko eines Tests einzugehen.» Während er vor siebzehn Jahren gegenüber Arafat ein endgültiges Abkommen durchsetzen wollte, empfiehlt er heute als ersten Schritt eine Zwischenlösung, ein Interimsabkommen. Am Ende führe aber kein Weg an einer Zweistaatenlösung vorbei, sagt er. Ob Mahmud Abbas, Arafats Nachfolger, seiner Meinung nach zu Kompromissen fähig sei, wollen wir wissen. Abbas, vermutet Barak, sei reifer als vor neun Jahren, als er ein recht weit gehendes Angebot des damaligen Premiers Ehud Olmert abgelehnt habe.

Und Benjamin Netanjahu? Gegenüber ausländischen Medien wolle er sich nicht zu internen Themen äussern, weicht Barak aus. Umso klarer nimmt er immer wieder gegenüber israelischen Reportern Stellung. Dass man ihn auffordere, in die Politik zurückzukehren, habe weniger mit ihm als vor allem mit Netanjahu zu tun, meinte Barak neulich. In einem Fernsehinterview hatte er vor einem Jahr davor gewarnt, dass die israelische Regierung von «gefährlichen Elementen» übernommen werde – «und das ist erst der Anfang». Diese Regierung müsse gestürzt werden, doppelte er nach, «bevor sie uns alle in den Abgrund reisst».

Barak kritisiert zum Beispiel, dass Netanjahu mit seiner Koalition auf eine Einstaatenlösung zusteure. Dieses Ziel werde auf beiden Seiten von Radikalen unterstützt. Es würde aber «zwangsläufig zu einem nicht-jüdischen, undemokratischen Staat führen, mit einer arabischen Mehrheit». Die Folgen wären entweder ein Bürgerkrieg oder ein Apartheidregime, warnt Ehud Barak.

So wie er in seiner Zeit als Premier Israel aus dem Libanon einseitig zurückgezogen habe, so könnte sich jetzt Israel aus dem Westjordanland verabschieden, falls keine Einigung mit den Palästinensern erzielt werde, sagt Barak. 80 Prozent der Siedler lebten auf einem Gebiet, das höchstens sechs Prozent von Westjordanland ausmache. Diese sollten dort bleiben dürfen, die Palästinenser würde man

mit Land kompensieren. Die Siedler, die in isolierten Weilern leben, könnten gegen Entschädigungszahlungen nach Israel oder in einen der Siedlungsblöcke ziehen.

Barak plädiert für mehr Risikobereitschaft. «Israel ist im Nahen Osten weitherum das stärkste Land, von Libyen bis Teheran. Diese relative Stärke ermöglicht es uns, unsere Interessen mit kühlem Kopf abzuwägen.» Gleichzeitig müsse Israel darauf bestehen, dass seine Sicherheit bei jeder politischen Lösung berücksichtigt werde. «Denn wer sich im Nahen Osten nicht verteidigen kann, erhält keine zweite Chance.»



Problem Westbank: Siedler und Soldaten.

«Die Stärke ermöglicht es uns, unsere Interessen mit kühlem Kopf abzuwägen.»

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Fleisch: Emotionellstes aller Lebensmittel im Fokus

ab Montag, 22. Mai 2017 um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:





und unter:

www.fokus-kmu.tv

Hüter der Steine

Der selbsternannte Wiedergänger des mythischen König Artus kämpft seit Jahren gegen die Kommerzialisierung des Steinkreises von Stonehenge. Besuch beim blitzgescheiten Exzentriker Arthur Uther Pendragon in England. *Von Wolfgang Koydl und Muir Vidler (Bild)*

Die Burg von Camelot liegt im ersten Stock und ist recht übersichtlich: zwei Zimmer, Küche, Bad und, natürlich, ein runder Tisch. Der bietet freilich keiner Tafelrunde, sondern nur zwei Personen Platz: König Artus und seiner Lady Karoline. Beziehungsweise Kazz, für ihre Freunde.

Die Insignien seiner Macht lehnen gegenüber an der ockerfarbenen Küchenwand: ein Druidenstab, geschnitzt aus dem pechschwarzen Holz einer Eiche, die Jahrhunderte lang in einem irischen Moor gelegen hatte. Und Excalibur, das legendäre Schwert.

«Ich habe es damals in einem Laden gefunden», sagt Arthur und lacht so heftig, dass der mächtige Bauch unter der weissen Robe gefährlich ins Schaukeln gerät. Damals, das war vor 31 Jahren, als Bikerbruder und Ex-Soldat John Timothy Rothwell die Eingebung hatte, die Reinkarnation des legendären Führers der Ritter der Tafelrunde zu sein – sofern eine mythische Figur, die vermutlich nie existiert hat, überhaupt wiedergeboren werden kann.

Auf der Moto Guzzi zur Weltpremiere

Doch solche Kleinigkeiten haben den Arthur noch nie gestört, genauso wenig wie seine Anhänger von der «Loyal Arthurian Warband», und schon gar nicht die staatlichen Behörden.

Dass sich sein Handy mit einem Song der Stones meldet, erscheint da nur angemessen.

Anstandslos genehmigten sie die Änderung des Namens in Arthur Uther Pendragon. Der steht seitdem in allen amtlichen und inoffiziellen Papieren – Pass, Führerschein und Ausweis der Hochintelligenzler-Organisation Mensa. Das Foto im Reisepass zeigt ihn mit der silberfarbenen Krone auf den grauen Locken. «Ich bin der einzige Mensch, der auf einem Passbild eine Krone trägt», verkündet der 63-Jährige mit dröhnender Stimme. «Das durfte noch nicht einmal die Queen.»

Der Name steht auch auf der Stimmkarte für die kommende Unterhauswahl, bei der Arthur als unabhängiger Kandidat im Wahlkreis Salisbury, anderthalb Autostunden südwestlich von London, antreten will. Schon fünf Mal hat er es versucht, immer erfolglos, wenngleich mit leicht steigender Tendenz: «Beim letzten Mal habe ich den Pfarrer auf den letzten Platz verwiesen», sagt er lachend. Den



«Ich bin König Artus»: Arthur Uther Pendragon in seiner Wohnung im britischen Salisbury.

Wahlkampf bestreitet er nicht nur in seiner königlichen Robe. An der Küchentür hängt ein schwarzes Sakko, am Revers die übliche Rosette britischer Wahlkämpfer.

Vor dem Wahltag am 8. Juni hat er allerdings noch andere Termine. Zusammen mit Kazz bretterte er auf seiner wespengelben Moto Guzzi nach London, um bei der Weltpremiere von Guy Ritchies neuem Arthur-Film den Schauspielern auf dem roten Teppich ein royales «Hail» entgegenzuschmettern. Angetan ist er von Hauptdarsteller Charlie Hun-

nam, der mit der Rolle des Jackson «Jax» Teller als Führer einer Bikerband in der TV-Serie «Sons of Anarchy» reüssierte. «Er hat einen Motorradrocker gespielt, und jetzt spielt er König Arthur», grinst Arthur Pendragon. «Ich aber war Chef einer Bikerband, und ich bin König Artus.»

Die Publicity des Films soll ihm nicht nur zum Erfolg bei den Wahlen verhelfen, sondern auch bei seinem nächsten Gerichtstermin Ende Mai. Er hat, wieder einmal, die Denkmalstiftung English Heritage verklagt, und

wieder einmal geht es um Stonehenge. Der Kampf um einen möglichst freien Zugang zu dem 5000 Jahre alten, mysteriösen Steinkreis inmitten der sanften, saftiggrünen Hügel im Süden der Grafschaft Wiltshire ist seit Jahren der Lebensinhalt des Artus-Wiedergängers. Dass sich sein Handy mit einem Song der Stones meldet, erscheint da nur angemessen.

Für Arthur ist der berühmte Steinkreis weniger eine Touristenattraktion als vielmehr ein Heiligtum für «Neo-Paganisten». So nennen sich Anhänger der keltischen Naturreligion, die von den Ureinwohnern der britischen Inseln praktiziert wurde. Seit einigen Jahren finden die Neo-Heiden recht viel Zulauf. Arthur sieht in ihnen einen «Teil der wachsenden anti-kapitalistischen und ökologischen Bewegung». Nach amtlichen Daten sind die Anhänger von Wicca, Old Craft oder des Druidentums bereits die sechstgrösste Religionsgemeinschaft Grossbritanniens – und Arthur Pendragon ist einer ihrer spirituellen Führer.

Das alles macht ihn zu einem Exzentriker in bester britischer Tradition, aber nicht zu einem Spinner, wie English Heritage längst zähneknirschend einsehen musste. Gegründet als halbstaatliche Behörde, verwaltet diese Stiftung heute rund 400 historisch bedeutsame Objekte. Seitdem der letzte private Besitzer das Gelände dem Staat vermacht hat, gehört dazu auch Stonehenge. Da die neolithische Anlage mehr Gewinn macht als jedes andere Gebäude von English Heritage, beklagen Arthur und seine Gefolgsleute, dass sie als «Geldmaschine» missbraucht werde. Bei 1,3 Millionen Besuchern im Jahr, die pro Kopf 25 Franken Eintritt zahlen, ist dieser Vorwurf nicht ganz aus der Luft gegriffen.

Meist treffen sich die Kontrahenten vor Gericht. «Anfangs verklagten sie mich», erinnert sich Arthur. «Nun bin eher ich der Kläger.» Im nächsten Prozess geht es um eine Parkgebühr von umgerechnet 20 Franken, die English Heritage seit 2016 in der Nacht der Sommersonnenwende erhebt – dreimal so viel wie bei einem gewöhnlichen Besuch. Die beiden Sonnenwenden sowie die zwei Tagundnachtgleichen locken traditionell Zehntausende von Menschen aus aller Welt nach Stonehenge. Viele kommen aus religiösen Gründen. Die Feier im Morgengrauen des längsten Tages zele-

briert Arthur Pendragon. Anschliessend traut er Paare und tauft Kinder nach altem keltischen Ritus.

Bezahlen, um zu beten

Im letzten Jahr fand die Feier ohne ihn statt, denn Arthur weigerte sich, für den Parkplatz zu bezahlen. «Pay to pray» – bezahlen, um zu beten, nennt er den Obolus. Dies aber sei ein eklatanter Verstoß gegen das Recht auf Religionsausübung: «Mit Spiritualität soll man kein Geld machen. Hat nicht auch Jesus die Geldwechsler aus dem Tempel geworfen?» Schliesslich verlangten Kirchen auch keinen Eintritt für den Gottesdienst. English Heritage konterte ebenso knapp: «Pay to park» – das Parken habe mit dem Beten nichts zu tun. Nun also soll ein Gericht entscheiden.

Arthurs Chancen stehen nicht schlecht. Mit dem Argument der Religionsfreiheit erzwang



Neuer Film «King Arthur: Legend of the Sword».

dem hat jeder das Recht, den Eid auf etwas abzulegen, das ihm heilig ist», erklärt Arthur.

Triumphieren konnte er zudem in einem Punkt, um den die irische Untergrundorganisation IRA fünf Jahre lang gekämpft hatte: die Gefängniskleidung. Zehn IRA-Häftlinge hungerten sich 1981 zu Tode, bevor die Regierung in London nachgab und den – nach IRA-Lesart – «kriegsgefangenen» irischen Kämpfern das Recht auf ihre eigene Kleidung zugestand. Dieses Entgegenkommen galt allerdings nur für Nordirland. Für den Rest des Landes erz-

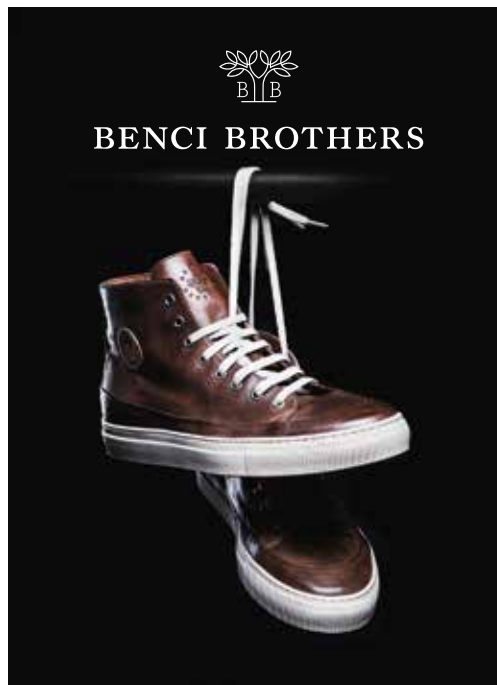
Ein Richter sprach ihm das Recht zu, eine Waffe in den Gerichtssaal zu bringen – sein Schwert.

wang es Arthur Pendragon, als er einfach nackt durch den Knast stolzierte. Dank seiner Aktion können nun alle inhaftierten Druiden ihre Miraculix-Roben anbehalten.

Auf den neuen Arthur-Film ist der, nun ja, echte Arthur sehr gespannt. Nicht, dass das Sujet neu wäre. Gut drei Dutzend Mal wurde der Stoff schon verfilmt, nicht zu reden von anderen Künstlern – von Richard Wagner über Mark Twain bis Monty Python –, die sich dieses Themas ebenfalls angenommen haben, das der englische Autor Thomas Malory als «Le Morte d'Arthur» im 15. Jahrhundert zum ersten Mal zu Papier gebracht hatte.

Wenn der Film hält, was der Trailer verspricht, will Guy Ritchie den jungen, wilden, ungebärdigen Artus zeigen. Das wäre dann genauso ein Typ, wie es Arthur Pendragon einmal war: als Chef einer Motorrandbande mit dem Namen «The Gravediggers», der mit seinen Kumpels Partys auf einer Burgruine feierte.

«Wer ist denn eigentlich König Artus?», fragt er, und man merkt, dass er sich nicht zum ersten Mal Gedanken über das Thema gemacht hat. «Nimm den König weg, denn Könige gab es damals nicht, nur Häuptlinge. Seine Ritter waren seine Gang, und die haben sich mit anderen Gangs gekloppt. Im Grunde nichts anderes als eine Bikerbande. Der einzige Unterschied: Wir reiten auf Motorrädern, nicht auf Pferden.»



er schon vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte die Öffnung von Stonehenge für neo-paganistische Rituale während der Sonnwendfeiern. Auch ein knalliges Besucherzentrum und eine vielbefahrene Strasse wurden auf sein hartnäckiges Betreiben hin von den heiligen Steinen weg verlegt. Noch in der Schwebe ist ein Verfahren, mit dem Arthur verbieten will, dass menschliche Gebeine in Vitrinen ausgestellt werden, die bei Grabungen auf einem steinzeitlichem Friedhof in der Umgebung von Stonehenge gefunden wurden. «Das sind Menschen und keine Schaustücke aus dem Varieté», entrüstet er sich.

Gleichsam als Nebenprodukt seiner Klagen erzielte König Arthur andere Erfolge – für sich und damit auch für andere. So sprach ihm etwa ein Richter das Recht zu, eine Waffe in den Gerichtssaal zu bringen – sein Schwert. Denn Arthur wollte nur auf Excalibur schwören. «Seit-



Der Einzige mit Krone: Arthurs Pass.



Guter Fang: Pippa Middleton mit ihrem künftigen Ehemann, Multimillionär James Matthews.



Ikone der Woche

Problem gelöst

Von Claudia Schumacher

Die kleine Schwester der künftigen Königin Grossbritanniens zu sein, erwies sich für Pippa Middleton kurzfristig als Spass. Nachdem sie 2012 bei der Hochzeit ihrer Schwester Kate im enganliegenden Kleid von hinten zu sehen war, gab es auf Facebook plötzlich neben der Fanpage für Pippa auch eine Fanpage allein für ihren Po. Wurde sie mit ihrer royalen Schwester von Paparazzi gejagt, riefen diese nun «Pippa» statt «Kate». Die damals 27-Jährige lächelte unweigerlich in jede Kamera, die sie verfolgte. Das Lächeln erstarb jedoch, als sich die Boulevardpresse, die sie zum It-Girl hochgeschrieben hatte, gegen sie wandte.

Als müssten sexy Frauen böse sein

Es hat wenig mit der berühmtesten Brautjungfer der Welt und viel mit der Aggressivität des britischen Boulevards zu tun, dass in den Schlagzeilen plötzlich nicht mehr von «Pippas Po», sondern vom «Pippa-Problem» die Rede war. Die wohlgezogene Tochter reicher, bürgerlicher Eltern liess sich nichts zuschulden kommen. Sie gab fast keine Interviews – und wenn, dann wirkte sie stets bodenständig, sensibel und selbstreflektiert. Dennoch gelang es der Presse, das Märchen von der durchtriebenen Schwester der perfekten Kate zu verkaufen, die schamlos von der Nähe zum Palast profitiere – frei nach dem Motto «Eine verführerische Frau muss eine Schlange sein». Obwohl Pippa nicht viele Beziehungen hatte, wurde sie bald als die männerjagende Unvermählte charakterisiert.

Angeblich bekamen die Middleton-Töchter selbst in Adelskreisen den bösen Spitznamen «Wisteria sisters»: *wisteria*, das sind zu Deutsch Glyzinien, also Kletterpflanzen – Frauen, die nach oben heiraten wollen. Die *Daily Mail* schrieb, die Middletons seien «hochdekorativ, schrecklich wohlriechend» und verfügten über eine «grausame Kletterfähigkeit». Dass Pippa sich als Lifestyle-Autorin versuchte und für ein Buch über Partyplanung mehr als 500 000 Franken Vorschuss kassierte, machte es nicht besser. Als sie im Magazin *Waitrose Kitchen* die Kolumne der britischen Küchenikone Delia Smith, 75, übernahm, erntete sie dafür einen regelrechten Shitstorm – obwohl die Verkaufszahlen des Magazins nach oben schnellten. Pippa konnte einfach nichts richtig machen. Bis sie sich mit Multimillionär James Matthews, einem Rennfahrer und Investmentbanker, verlobte. «Sorry, Kate! Deine kleine Schwester hat den viel besseren Fang gemacht», schrieb der Boulevard nun wieder. Am 20. Mai ist die Hochzeit, westlich von London in der St. Mark's Church in Englefield.

Sein Kampf, die letzte Runde

Nach 3600 Seiten endet Karl Ove Knausgård's sensationelle Ich-Erkundung. Millionen von Lesern weltweit sind ihm dabei geradezu süchtig gefolgt. Der Norweger hat alles gewagt und, reichlich zerschrammt, gewonnen. Von Matthias Matussek

Der Autor ist zu Gast bei seinen Freunden Thomas und Marie am Meer in der Nähe von Helsingborg, Kaffeetrinken im Garten, später posiert er ein bisschen vorm Meer, Sommeridylle, die nächste Ladung von «Mein Kampf» liegt an, Pressearbeit.

Da Hamlets Schloss nicht weit ist, fährt Karl Ove Knausgård anschliessend dort vorbei und sinniert über jene Zeit, in der es noch grosse Entfernungen zwischen den Menschen gegeben hat. Und die ist vorbei. Alle sind mittlerweile jederzeit mit allen in Kontakt und wissen alles von allen.

Damit beginnt der langerwartete Schlussteil dieser Mammutserie, dieser sechsteiligen Ich-Erkundung, dieser Monsterunternehmung mit dem Titel «Mein Kampf», die im deutschen Sprachraum aus verständlichen Gründen nur unter den Einzeltiteln auf den Markt kam, unter «Sterben», «Lieben», «Leben», «Spielen», «Träumen» – und jetzt also «Kämpfen».

Mit diesem sechsten Band kommt das, was als poetisch-introvertierter Wind gedacht war, als Sturm zurück. Ja, dieser letzte Band lässt die Erzählung schaukeln, denn sie treibt vorwärts, aber es gibt störende Wellen, die die bereits veröffentlichten Bände ausgelöst haben.

Vorneweg ist da Gunnar, der Bruder des Vaters, der ihn mit E-Mails und Anwälten terrorisiert. Er will den ersten Band verbieten lassen, weil er den Vater verzeichnet findet, und Knausgård verschickt nun seinerseits Manuskriptseiten an den Bruder, die Mutter, an frühere Freundinnen und bietet ihnen an, Korrekturen oder Anonymisierungen vorzunehmen, aber die meisten reagieren mit ... nun, nicht Begeisterung, aber Vernunft und Respekt: «Nun, so hast du eben die Sachen erlebt.»

Er war froh, als der Vater tot war

Er schreibt nach vorne und verteidigt rückwärts, er zahlt den Preis rückhaltloser Offenheit; er muss Pressetermine absolvieren, die ersten Bände sind Bombenerfolge und detonieren entsprechend, die Kritiken sind positiv, ach, sie überschlagen sich. Jeder siebte Norweger hat mittlerweile einen Knausgård im Bücherregal.

Er gibt Interviews, der Schüchterne und Unbeholfene, etwa am Telefon diesem Kerl von der grössten Tageszeitung mit der «unangenehmsten Stimme, die ich je gehört hatte» – offenbar hatte der sich zuvor mit Onkel Gunnar kurzgeschlossen und war auf eine Skandalgeschichte aus.

Noch einmal trumpft dieser letzte Band, der auf der Oberfläche die so grosse wie verzweifelte Liebesgeschichte mit seiner Frau Linda erzählt, mit diesem unglaublichen Knausgård-Sound auf, der fast etwas Somnambules hat, irgendwas zwischen Erzählung und Essay und Erinnerung und *écriture automatique*.

Wie wir diesen Kampf begleitet haben, geradezu süchtig, so wie die britische Schriftstellerin Zadie Smith, die auf den jeweils nächsten Band wartete «wie auf Crack». Für *La Repubblica* schreibt Knausgård «wirklicher als die Wirklichkeit», und da ist vieles dran, selbst wenn dieses Kompliment auf den zweiten Blick vergiftet sein mag.

Auf einigen Fotos sieht Knausgård's Gesicht aus wie ein Schlachtfeld, wie ausgeschnitten aus dem verfilzten schwarzgrünen Fichtenurwald eines dunklen norwegischen Fjords, zernarbt, zerschnitten, gekerbt. Ein Schmerzengesicht, und es ist nicht so, dass der Eindruck ihm unangenehm wäre, denn es ist das Schmerzengesicht eines Weltstars, der er in der Literatur mittlerweile ist.

Ja, alle Welt hat ihn begleitet von frühester Jugend an, wir kennen ihn wie uns selber, wir kennen das Terrorregime seines Vaters und dessen buchstäbliches Verrecken als verwahrloster Alkoholiker in Bergen von zugeschis-

Was als poetisch-introvertierter Wind gedacht war, kommt als Sturm zurück.

sener Wäsche in der Bruchbude von dessen Mutter, die sich ebenfalls zu Tode trinkt.

Ein Horrorgemälde. «Ich war froh, als er tot war», schreibt Knausgård. Und: «Ich musste weinen.»

Wir begleiteten ihn, der mittlerweile verheiratet ist mit Linda, ja, wir springen hin und her. Da sind das erinnernde Tiefbohren und der stetige Kampf mit dem Alltag, zum Beispiel mit den blasierten sozialdemokratischen Schweden in Malmö, seiner neuen Heimstatt, und seine galligen Bemerkungen über all diese Guten in Band 2, die natürlich nichts gegen Ausländer haben, «aber bitte nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft».

Und dann geht es wieder hinunter in den Schacht, nach Kristiansand, in Band 3, in die Kindheit, wo er herumstreunt mit Gleichaltrigen, mit ihnen im Wald um die Wette kackt, frühe Schuljahre, wo es dieses Mädchen gibt

mit dem hellen Regenmantel, die unglaubliche erste unbekanntete Sehnsucht, wer kennt die nicht?

Hoch in den Norden geht es im vierten Band, wo es nie hell wird und wo er als siebzehnjähriger Aushilfslehrer verkommt.

Knausgård hält die Zeit an. Natürlich ist das, was in dieser Romanserie wie aus einem Bohrloch herauszuschiessen scheint, nachgedichtet, aber gleichzeitig rausgehauen, eine Art Doku-Fiktion, aber es wirkt wie der rohe Stoff selber: das Leben.

Wirbelnde Abstürze

Er schickt uns in die Zeitlupe, und wir erkennen uns wieder. Man wird süchtig nach dieser klaren Sprache, diesen genauen Beobachtungen, diesen leichthändig eingestreuten Kurzesays und genialen Wendungen wie: «Für das Herz ist das Leben einfach. Es hört auf, wenn es nicht mehr kann.»

Aber bis es irgendwann so weit sein wird, muss das Herz eine Menge durchmachen für ihn, all diese Tumulte und Exzesse und wirbelnden Abstürze: Er säuft, er randaliert, er versucht, auf Kunstatlantanten zu onanieren, er pinkelt über einen Penner, er fantasiert von kleinen Mädchen. Und hat Komplexe wie keiner in seiner Umgebung, jedenfalls so, wie er sie wahrnimmt.

In «Träumen», dem fünften Band (einem der besten), hatte er uns zurückgelassen, da kam er nach Bergen, wo immerhin im kurzen Sommer die weissen, rot- und blaugestrichenen Holzhäuser im Licht glänzen.

Hier lebt er vierzehn Jahre, und geblieben aus dieser Zeit sind ihm nur Stimmungen. Er lernt vor allem, mit Enttäuschungen umzugehen, mit seinen Minderwertigkeitsgefühlen, seinem Selbsthass, der ihn dazu treibt, sich das Gesicht mit einer Bierflaschenscherbe zu zerschneiden.

Er ist in der «Akademie für Literatur» angenommen worden, sensationell für einen Achtzehnjährigen, und wir lesen diese *éducation sentimentale* vom Werden eines Menschen, eines Schriftstellers, der ständig zweifelt und von den Älteren in seiner Gruppe schonungslos in Grund und Boden kritisiert wird, magere zwanzig Seiten schreibt er in dieser Zeit, und er trinkt.

Er erniedrigt sich so weit, dass er seine Abschlussarbeit von einer Kommilitonin plagiiert und damit durchkommt, dafür sogar gelobt wird und er der Bestohlenen gegenüber



Schmerzengesicht eines Weltstars: Autor Knausgård.

den Diebstahl leugnet. Und er trinkt weiter. Und meistens regnet es.

«Als ich aufwachte, war es draussen stockfinster. Ich sah auf die Uhr. Es war fünf. Fünf Uhr nachmittags oder fünf Uhr morgens?

Musste es nicht eigentlich Nachmittag sein?

Ich lehnte mich vor und schaute aus dem Fenster. Zwei Kinder in Regenkleidern kickten in dem Park auf der anderen Strassenseite einen Ball zwischen sich hin und her. Also Nachmittag. Ich ging in den Keller und duschte ...»

Kann es trostlosere Zeilen geben? Aber die Magie besteht darin, dass man ihm folgt. Und dranbleibt.

«Dass ich eine Landschaft und keinen Zustand mit Zuhause verband, war der reaktionärste Zug, den ich überhaupt hatte, aber auch das, was am tiefsten in mir verankert war.»

Das Merkwürdige ist, dass wir Weltbürger aus der Klasse der mobilen Intelligenz, der «Anywheres», wie sie der linksliberale David Goodhart in seinem neuen Buch nennt, also

jener Schicht, die überall zu Hause ist, gebannt und mit wachsender Faszination diesem verwurzelten Erzählstrom aus Kristiansand und Bergen lauschen – hinterwäldlerisch, stets halbdunkel, verregnet –, dieser lokal gebundenen Selbstoffenbarung.

Es ist hart, Schriftsteller zu werden. Alles, was er zu Papier bringt, ist schal. Er erkennt: «Ich war kein Schriftsteller. Was Schriftsteller hatten, das hatte ich nicht.» Nicht annähernd so etwas wie Handke, den er vergöttert, oder wie Thomas Bernhard, «wobei», sagt er irgendwann im Rückblick, «mit Franzen könnte ich es schon aufnehmen».

Die Grenzen des Sagbaren

Selbstverständlich spielen in jenen Tagen die Lieben und die Enttäuschungen ihre Rolle.

Es ist so einfach, zu den Guten zu gehören, wenn man gegen Hitler ist.

Da war Yngvold, die er als vierzehnjähriger Junge mal gesehen hat, dass der Blitz einschlug. Er wechselt Briefe, jahrelang, schliesslich steht sie vor ihm – und sie landet bei seinem Bruder, ausgerechnet, und als der ihm die Sache gesteht, träumt er davon, ihn umzubringen.

Die nächste ist Guntvold, ein prächtiges blondes Wesen, eine Studentenliebe, sie energievoll und liebenswert, er betrügt sie, nach vier Jahren ist die Sache zu Ende. Und dann wird er von Tonje angestrahlt, und er strahlt zurück, so heftig ist das, dass sie heiraten. Bis Linda auf dem Plan erscheint, und Linda ist die Frau seines Lebens, mit ihr will er Kinder haben.

Und nun schreibt er darüber, sein Programm ist ehrgeizig, zehn Seiten am Tag. Schreiben, ein Kampf. Unversehens rutschen wir in einen grossen Essay über Paul Celan und die Grenzen des Sagbaren, und dann sind wir tatsächlich beim bösen Titel, bei Hitlers «Mein Kampf».

Er schreibt darüber mit allen Gefährdungen, die das mit sich bringt, in einer Reflexion über das Ich und das Du und das kleine «sie», die anderen, die Namenlosen, die sich, als Namenlose, leichter töten lassen.

Da ist das skandalöse Jesus-Wort, dass es keinen Unterschied gebe zwischen ihm und dem Nächsten, das zu Sätzen führt wie dem, dass es «im Prinzip keinen Unterschied gibt zwischen Hitler und den Juden, die er vergast hat», die aber, im Gedankenbau dieses grossangelegten Versuchs, ihren Sinn haben.

Indem wir uns von Hitler, dem anerkannten Monster, aufs allerpeinlichste unterscheiden, machen wir aus uns die Guten. Wir schneiden diesen Teil aus uns heraus. Es ist so einfach, zu den Guten zu gehören, wenn man gegen Hitler ist. >>>

NEU

ICH BESTIMME.

MEIN KOMPLETTES
VORSORGEDOSSIER

Vorsorgeauftrag
Vollmachten
Patientenverfügung
Anordnungen für den Todesfall
Testament

Beobachter
EDITION

Mit Hintergrund-
informationen,
Schritt-für-Schritt-
Anleitungen,
Vorlagen, Formu-
laren, Downloads
und Online-
Archiv-Angebot.

Ratgeber, auf die Sie sich verlassen können.

Informiert bestimmen, was man selber will!

Dieses Dossier bietet Ihnen wichtige Hintergrundinformationen und die nötigen Anleitungen zum effektiven Verfassen Ihrer Vorsorgedokumente. Es hilft Ihnen dabei, zu überlegen, welche Themen Sie heute selbstbestimmt festlegen möchten, wofür Sie sich einmal vertreten lassen oder was Sie bewusst nicht regeln wollen.

Ein Beobachter-Ratgeber mit Vorlagen, Formularen und praktischen Downloads zu Vorsorgeauftrag, Vollmachten, Patientenverfügung, Anordnungen für den Todesfall und Testament.

Jetzt bestellen

www.beobachter.ch/buchshop
buchshop@beobachter.ch
058 269 25 03

Käthi Zeugin
Ich bestimme. Mein komplettes Vorsorgedossier
160 Seiten, ISBN 978-3-03875-029-1
CHF 48.-

Diese Bücher könnten Sie auch interessieren



Denise Battaglia
**Leben, Tod und
Selbstbestimmung**
216 Seiten
ISBN 978-3-85569-995-7
CHF 39.-



Urs Haldimann
Glücklich pensioniert - so gelingt's!
208 Seiten
ISBN 978-3-85569-850-9
CHF 45.-

Wie umgehen mit Knut Hamsuns respektvollem Nekrolog, der ein von ihm bewunderter Künstler ist? Ja, wie umgehen mit Kafkas antisemitischen Bemerkungen? Grosse Teile hat er bereits in einem Essay veröffentlicht, den er nach dem Massaker des irren Amokläufers Anders Breivik geschrieben hatte. Gibt es einen wesensmässigen Unterschied zu ihm, diesem Killer?

So wenig, wie es einen Unterschied zwischen Adolf Eichmann und anderen lebenden Aktenordnern gibt, wie Hannah Arendt festgestellt hat, so wenig gibt es einen Unterschied zwischen Hitler und jedem von uns, und am allerwenigsten zwischen ihm und Knausgård, der in seiner Jugend ebenfalls einen despotischen Vater erlebte, eine liebende Mutter, Träume von Grandiosität hatte und gleichzeitig ein masslos schwaches Selbstbewusstsein, einen Mangel an Ich. Er war ein Bohémien, nicht bindungsfähig, am allerwenigsten zu Frauen.

Knausgård zeigt sich in seinem Essay fasziniert von Hitler, bevor er Hitler wurde, mit all

Der Schluss ist so voller Trauer und Zärtlichkeit, dass wir atemlos werden.

den anderen Möglichkeiten, die er gehabt hätte. Zum Beispiel der, sich selber kennenzulernen, sich zu öffnen und sich den Dämonen zu stellen, wie es Knausgård tat – in seinem Kampf.

Und den ficht er nun an Lindas Seite aus, seiner Frau, die depressiv erkrankt ist, und er muss das Schreiben dem Alltag abtrotzen, Kinder zum Kindergarten bringen, Wäsche waschen, einkaufen gehen, putzen, Socken suchen, Streit schlichten, bis er schliesslich nicht mehr kann.

Jeden Tag denkt er daran, zu gehen. Aber er könnte den Verrat nicht ertragen: den an Linda und an den Kindern. Als er es irgendwann dennoch tut, läuft sie ihm weinend hinterher, sie braucht ihn auf anrührende Weise, er kehrt zurück, sie erleben wieder glückliche Monate.

«Du darfst nicht schlafen»

«Die Wahrheit war, dass ich nichts zu verlieren hatte, als ich mich hinsetzte, um den Roman zu schreiben. Deshalb schrieb ich ihn... ich war unglücklich, so unglücklich, wie ich es nie zuvor in meinem Leben gewesen bin, und ich war ganz allein.»

Und so kämpft er seinen Kampf, den banalen und den tragischen, die Sache mit dem Vater musste aus dem Weg, er schrieb sich durch sein bisheriges Leben, schonungslos sich selbst und den anderen gegenüber, die nur Material für seine Bücher wurden – da macht, untergründig, auch die Referenz auf Hitler Sinn –, und er schrieb und schrieb, bis das Werk 3600 Seiten hatte.

Kurz vor der Vollendung befiehlt ihm die kleine Tochter am Telefon, dass er jetzt endlich fertig werden muss. «Du darfst nicht schlafen und nicht essen, nur schreiben», sagt sie streng.

Der Schluss ist so voller Trauer und Zärtlichkeit, dass wir atemlos werden. Linda, die in ihrer manischen Phase ein grosses Projekt in Angriff genommen hat, scheitert und fällt und fällt. Sie besteht nur noch aus schlotternder Angst, aus Todesangst. Sie flüchtet in eine Klinik, sie bricht aus, streunt durch die Stadt, kehrt entkräftet in die Klinik zurück – und kann nur noch weinen.

Und dann kommt er selber auf das Authentizitätsproblem zu sprechen. «Ich weiss», schreibt er, «dass sich die Geschichte des vorigen Sommers, die ich gerade erzählt habe, in Wahrheit ganz anders abgespielt hat. Warum? Weil Linda ein Mensch ist, und das Wesentliche an ihr lässt sich nicht beschreiben, ihre ganz bestimmte Präsenz und ihre Seele, die ständig da waren, neben mir, die ich gesehen und gespürt habe, unabhängig von allem, was sonst passiert ist. Es lag nicht an dem, was sie tat, nicht an dem, was sie sagte, es lag an dem, was sie war.»

Wahrscheinlich sind genau das, was er vorher die «Lücken» zwischen den Wörtern nannte, jene offenen Stellen, aus denen das Selbst aufsteigt wie im Traum. Die Diskussion über Fiktion oder Realismus oder dokumentarisches Schreiben überlassen wir gerne den Fachkräften in der *Welt* und der *FAZ*, die sich soeben darüber gefetzt haben. Knausgård hat alles gewagt, alles gesetzt und hat, reichlich zerschrammt, gewonnen.

Sicher, ein narzisstisches Unternehmen, doch er unterscheidet zwischen dem verdeckten Narzissmus, der die Wahrheit verbirgt, und dem offenen Narzissmus, der sie enthüllt. Am Ende gesteht er: «Ich habe Linda so gern, und ich habe unsere Kinder so gern. Ich werde mir nie verzeihen, was ich ihnen angetan habe, aber ich habe es getan, und damit muss ich leben.»

Und eines Morgens, um 07.07 Uhr ist der Roman endlich fertig. Und er schliesst: «Wir werden uns ins Auto setzen und zu unserm Haus fahren, und auf dem ganzen Weg werde ich den Gedanken geniessen, wirklich geniessen, dass ich kein Schriftsteller mehr bin.

Malmö, Glemmingebro

27.02.2008 – 02.09.2011»

Die Schlacht ist geschlagen, der Kampf ist zu Ende. Und er hat uns gefesselt.



Karl Ove Knausgård:
Kämpfen. Luchterhand.
1280 S., Fr. 33.90



Die Bibel

Mehr Besonnenheit

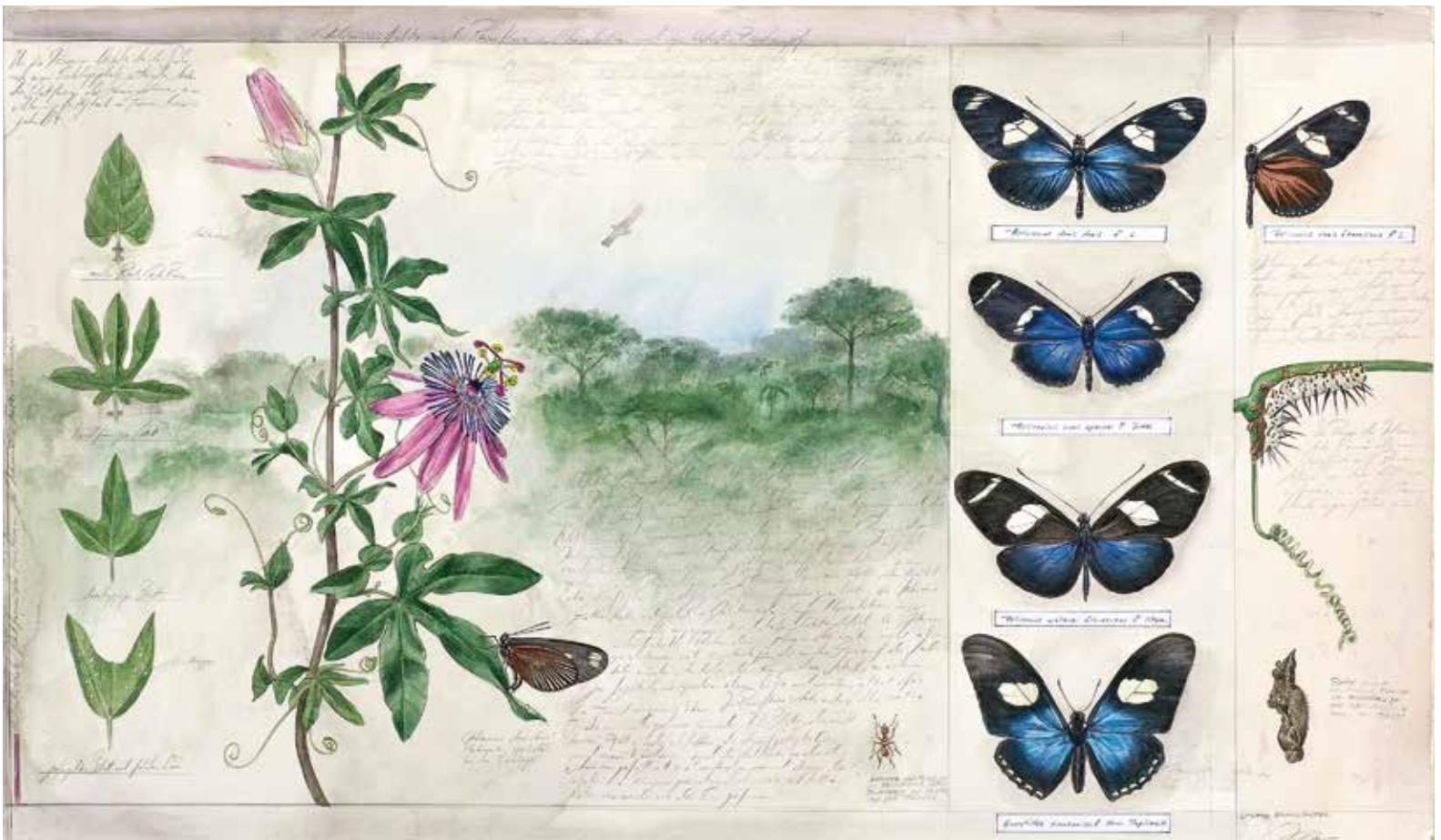
Von Peter Ruch

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund SEK befürwortet die Energiestrategie 2050. Das revidierte Energiegesetz schaffe gute Voraussetzungen für einen verantwortlichen Umgang mit Energie. Der derzeitige Energieverbrauch müsse sinken, um Abhängigkeiten zu vermeiden und die Rechte der künftigen Generationen zu achten. Dafür sei das Energiegesetz mit dem Verzicht auf die Kernkraft geeignet, und es fördere überdies die Eigeninitiative. Genau diese Ziele verfehlt die Energiestrategie 2050. Sie begann damit, dass Frau Leuthard nach dem Tsunami in Japan die Zukunftsängste von Angela Merkel übernahm. Trotz parlamentarischer Behandlung ist die Vorlage ein Hüftschuss geblieben. Eine Energiestrategie ist sie schon deshalb nicht, weil sie sich auf die Elektrizität beschränkt. Diese macht knapp einen Viertel des schweizerischen Energiebedarfs aus. Der Rest wird grossenteils aus fossilen Quellen gedeckt und dient der Wärmeerzeugung und dem Verkehr.

Soll die CO₂-Reduktion eine Option bleiben, so ist der Ausstieg aus der Atomkraft kontraproduktiv. Durch ein solches Technologieverbot würde die Schweiz endgültig zum Nettoimporteur, nachdem die Importüberschüsse ohnehin gestiegen sind. Nur die Kernenergie erlaubt eine teilweise Abkehr von den fossilen Energien. Fotovoltaik und Windkraftwerke können dazu beitragen. Aber Fotovoltaikanlagen kommen jährlich bloss auf 1000 und Windräder auf 2000 Volllaststunden. Kernkraftwerke auf deren 8000. Für den Ersatz eines AKW muss die alternative Anlage somit in achtfacher beziehungsweise vierfacher Anzahl installiert werden. Ein Freistrampeln aus den Subventionen wäre kaum je möglich.

Die Bundesverfassung fordert Versorgungssicherheit, Wirtschaftlichkeit und Umweltverträglichkeit. Alle drei Ziele werden mit der Energiestrategie 50 verfehlt. Die Windräder begehen nebenbei einen Holocaust an der Vogelwelt. Dem SEK empfehle ich 2. Timotheus 1,7: *Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.*

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfy, Schwerzenbach und Küsnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.



Überbordend in Form und Farbe: Maracuja, Heliconius-Falter.

Wissenschaft

Wunder der Natur

Ein prächtiges Buch veranschaulicht verblüffende Symbiosen bei Pflanzen und Tieren. Es ist der Versuch, die Schönheit der Welt einzufangen.

Von Katja Oskamp

Weshalb sind Kirschen rot? Was verbindet Gänse mit Rehen? Warum brauchen Raben Wölfe? Wozu parfümieren sich Prachtbienen? Weshalb bildet die Passionsblume Eier? Und wieso wohnt die Fledermaus ausge-rechnet in einer fleischfressenden Pflanze? Die Antwort auf diese Fragen liegt in einem Naturphänomen, das das Leben auf der Erde umfassend geprägt hat und prägt: die Symbiose. *Sym-* heisst «zusammen». *Bios* heisst «Leben». Symbiose bezeichnet das Zusammenleben verschiedener Arten, und zwar – und das ist entscheidend – zu deutlich wechselseitigem Nutzen.

Der Evolutionsbiologe Josef H. Reichholf und der Zeichner Johann Brandstetter versammeln in ihrem prächtigen Buch «Symbiosen – Das erstaunliche Miteinander in der Natur» in dreissig Kapiteln dreissig faszinierende, teils kuriose Symbiosen. Es ist ein Buch über Partnerschaften und Bündnisse in der Natur, über ihr kompliziertes Zustandekommen, ihre in Jahrmillionen erreichte Perfektion, ihre Fragi-

lität und Störanfälligkeit. Wir lesen vom Putzerfisch, der ins Maul des Zackenbarschs einschwimmt, vom Faultier, in dessen Fell sich Schmetterlinge paaren, von der Blattschneiderameise, die unterirdische Pilzkulturen eifrig mit grünem Brei füttert. Manche Symbiosen sind lose Verbindungen, andere eng bis zur totalen Abhängigkeit. Einige brauchen so viele Beteiligte, dass die Biologen ihr Funktionieren längst noch nicht vollständig erforscht haben.

Neugier ist ansteckend

Das Buch ist im Berliner Verlag Matthes & Seitz erschienen, genauer in der Reihe «Naturkunden», die die Schriftstellerin und Buchgestalterin Judith Schalansky seit einigen Jahren dort herausgibt. Jedes Buch dieser Reihe widmet sich einem bestimmten Tier, aber auch Pflanzen und Landschaften werden uns nahegebracht. Die «Naturkunden» sind ein grosser Erfolg, bei Kritik und Lesern gleichermaßen beliebt, denn hier gelingt etwas fast Vergessenes: die Schönheit der Welt in der Schönheit

eines Buchs einzufangen. Diese Bände sind gestalterische Schmuckstücke, ihre Texte anspruchsvoll und gut lesbar, stets mit feinen Illustrationen versehen.

So auch das «Symbiosen»-Buch, bereits das 35. der Reihe. Sein Autor Josef H. Reichholf ist nicht nur ein kompetenter Wissenschaftler, er ist auch ein sprachmächtiger und charmanter Erzähler, der uns mit seiner Neugier und Begeisterung anzustecken vermag. Bei der Strukturierung seines überaus reichhaltigen Stoffs helfen die Illustrationen von Johann Brandstetter.

Jedes Kapitel ist mit einer opulenten, doppelseitigen Bildtafel versehen, die die Protagonisten der jeweiligen Symbiose ins Zentrum rückt. Wir bestaunen Stelzvögel und Krokodile, Büffel und Orchideen, die riesige Titanenwurz oder den Dodo, eine zwanzig Kilo schwere, flugunfähige Taube mit gigantischem Schnabel und Stummelflügeln. Auch raue Gebirgslandschaften und tropische Wälder sind zu sehen, Honigwaben, Wurzelgeflechte, mi-



Fragile Perfektion: Stern von Madagaskar.



Nichts in der Welt ist Zufall: Orang Utan.

kroskopisch vergrößerte Algenstrukturen. Jede Bildtafel ist in sich eine Komposition, mit feinstem Bleistift- und Pinselstrich gezeichnet, naturwissenschaftlich präzise und doch überbordend in Form und Farbe – ein Abbild der Natur eben.

Während wir immerzu hin und her blättern, um zu betrachten, worüber wir lesen, begreifen wir, dass nichts in der Welt Zufall ist, alles aber Symbiose. Wer sich abschottet und vereinzelt, wird über kurz oder lang aussterben. Der Parasit, dem nichts und niemand Einhalt gebietet, wird seinen Wirt unter Umständen vernichten. Allein das Zusammenleben mit deutlich gegenseitigem Nutzen sichert den Fortbestand. Diesbezüglich bilden wir Men-



Betörendes Zusammenleben: Prachtbienen.

schen keine Ausnahme. Und doch ist unsere Rolle zwiespältig. Die Symbiose zwischen Mensch und Hund etwa nahm vor Jahrtausenden mit einer Art gegenseitiger Duldung zwi-

Wer sich abschottet und vereinzelt, wird über kurz oder lang aussterben.

schen Mensch und Wolf ihren vorsichtigen Anfang. Über die Züchtung des Hundes aus dem Wolf erreichte sie ihren Höhepunkt mit dem Blindenhund. Doch auch für die Kehrseite dieser Symbiose, für ihren Tiefpunkt, ist der Mensch verantwortlich: die Ausrottung des Wolfs. Der Mensch ziehe, schreibt Josef H. Reichholf, immer auch eine Spur der Vernichtung nach sich.

Tageshotel mit Aussicht

Die eingangs erwähnte Fledermaus ist übrigens eine Hardwick-Wollfledermaus. Sie ernährt sich von Insekten, genau wie die eingangs erwähnte fleischfressende Pflanze, nämlich die Kannenpflanze, deren Blätter zu kannenförmigen Gefässen eingerollt und am Boden mit einer Verdauungsflüssigkeit gefüllt sind. Die Hardwick-Wollfledermaus hockt tagsüber am oberen Kannenrand, genießt das feuchte Mikroklima, den geschützten Rastplatz, vielleicht auch die gute Aussicht. Zum Dank lässt sie ihre Ausscheidungen in die Verdauungsflüssigkeit der Kannenpflanze plumpsen. Dieser wiederum behagen die bereits verdauten Insekten derart, dass sie sich, ihrerseits dankbar, gern als Tageshotel zur Verfügung stellt. Was für ein betörendes Zusammenleben.



Johann Brandstetter,
Josef H. Reichholf:
Symbiosen – Das erstaunliche
Miteinander in der Natur.
Herausgegeben von Judith Schallansky.
Matthes & Seitz, Berlin.
298 S., Fr. 49.90

Bestseller

Casual-Literatur

Das Erfolgsrezept der französischen Autorin Anna Gavalda.

Natürlich wird «ab morgen» nie «alles anders». Das weiss auch Anna Gavalda, die französische Journalistin und Autorin rasanter, witziger, leichtgewichtiger Romane und Erzählungen. «Ich wünsche mir, dass irgendwo jemand auf mich wartet», der 1999 erschienene Erstling, machte die Französischlehrerin auf Anhieb bekannt und bescherte ihr ein Millionenpublikum, was ihr erlaubte, ihren früheren Beruf an den Nagel zu hängen. Mit ihrem dritten Romans «Alles Glück kommt nie» (2008), führte sie die Bestsellerliste von Amazon France an und gehört seither – ökonomisch gesehen – zu Frankreichs erfolgreichsten Schriftstellern. Die fünf Storys ihres neuesten Erzählbandes «Ab morgen wird alles anders», lassen das Erfolgsrezept dahinter erahnen.

Es ist eine Casual-Literatur: lässige, bequeme Freizeitlektüre – schön geschnitten, anschmiegsam und trendy. Sie bringt mit jeder Geschichte ein Stückchen Glück und Unglück aus dem Leben von jedermann zur Sprache. Und verströmt dabei kein bisschen Angst vor Gemeinplätzigkeit oder Belanglosigkeit. Dieses Mal thematisiert Anna Gavalda den Kummer eines Paares um den Tod des Hundes, der in Wahrheit die Trauer über den frühen Tod des eigenen Sohnes verdeckt («Mein Hund wird sterben»). Sie erzählt lebensnah die Story der 24-jährigen Mathilde, der in einer Bar eine Handtasche mit Ausweisen, Schminkfetischen sowie 10 000 Euro abhandenkommt, die ihr gar nicht gehören, sondern einer Mitbewohnerin der WG («Mathilde»). Oder sie spricht über die nächtliche Begegnung einer Punkerin mit einem Dichter, wobei die Frau insofern von sich selbst überrascht ist, als sie bei solchen Gelegenheiten nicht nur an «ficken, bumsen, vögeln, poppen, pimperm» denkt, sondern bei ihr immer auch etwas «Liebe im Spiel» sei («Minnesang»).

Zur Erfolgsstrategie Gavaldas gehört, dass sie die zerstückelte Kommunikation der Social-Media-Generation und die Flapsigkeit der Erlebnisgeneration perfekt imitiert. In der global funktionierenden Trendsprache der identitätslosen User finden sich viele potenzielle Leser wieder – nur wirkt das so, als hätte die 46-jährige Autorin, im eigenen Auftritt ganz distinguierte «höhere Tochter», aus unbändiger Lust nach Aufmerksamkeit die eigenen Kinder kopiert. *Pia Reinacher*

Anna Gavalda: Ab morgen wird alles anders.
Hanser. 304 S., Fr. 28.90

«Unberührbares Erbe»

Die Römerin Maria Grazia Chiuri ist seit kurzem die erste Chefdesignerin bei Dior. Wird die Mode des französischen Traditionsunternehmens jetzt italienischer? Wodurch lässt sie sich inspirieren? Wie hat sich das Geschäft in den letzten Jahren verändert? *Von Alain Elkann*

Maria Grazia Chiuri, Sie sind nach Christian Dior, Yves Saint Laurent, John Galliano Gianfranco Ferré und Raf Simons der erste weibliche Chefdesigner von Dior. Wie fühlt sich das an?

So habe ich nie darüber nachgedacht, weil das eine historische Last wäre. Es hilft, dass ich als Römerin der Geschichte gegenüber eine gesunde Respektlosigkeit habe, weil man sich sonst nicht vorwärtsbewegen kann.

Warum ist das ein Zug der Römer?

Wer in Rom lebt, ist daran gewöhnt, von Geschichte umzingelt zu sein. Aber das bedeutet nicht, dass man nicht etwas Neues wagen sollte, auch wenn man weiss, dass es vermutlich schon einmal jemand besser gemacht hat. Als ich für Dior zu arbeiten begann, fühlte ich mich wie eine Kuratorin, eingebunden in ein unberührbares Erbe. Man muss damit leben und wissen, wie man die Marke gleichzeitig betonen und voranbringen kann.

Waren Sie nervös, als Sie Ihre erste Dior-Kollektion im Garten des Musée Rodin vor den wichtigsten Vertretern der Modewelt präsentierten?

Ich war glücklich und in Hochstimmung, weil es eine grosse Chance war. Natürlich muss man darauf vorbereitet sein, dass nicht jeder deine Kollektion mögen wird. Das gehört dazu. Aber wichtiger war, mich zu zeigen mit etwas, was mit Herzblut, Leidenschaft und Begeisterung erarbeitet worden ist.

Wer ist die Dior-Frau von heute?

Die gibt es nicht. Heute halten Frauen nicht nur einem Modehaus die Treue, also muss Dior seine Sicht von Mode anbieten.

Gleichzeitig müssen wir alle Frauen ansprechen, nicht nur einen bestimmten Typ.

Stimmt es, dass Sie genau darauf achten, was Ihre Tochter Rachele und deren Freundinnen tragen und wie sie denken?

Ja, absolut. Es ist unmöglich, meinen Job zu machen, ohne diese Generation zu kennen. Frauen in den Zwanzigern sind die Zukunft. Sie leben völlig anders. Sie sind global vernetzt, orientieren sich an den verschiedensten Dingen und sind kulturell

sehr wach. Sie sind mein Bezugspunkt.

Warum sind sie Ihnen so wichtig?

Ich bin kein Millennial. Aber in der heutigen Welt kommt die Information aus dem Web, und wir sind alle miteinander verbunden. Diese Veränderung hat entscheidende Folgen. Es ist unglaublich, wie allgegenwärtig beispielsweise Instagram geworden ist. Instagram beeinflusst nicht nur visuell, es beeinflusst auch die Sprache. Ich wurde nicht mit einem Computer in der Hand geboren wie die junge Generation.

Sie entwarfen ursprünglich Accessoires. Wann kam der Wechsel zur Kleidermode?

Meine Mutter hatte ein kleines Schneideratelier in Rom, wo ich aufwuchs. Ich blätterte schon als

kleines Kind in der *Vogue*. Die Modewelt war damals viel weniger komplex. Ich mochte Schuhe und Handtaschen und zeichnete gern. Auf dem Flohmarkt von Porta Portese kaufte ich alte Handtaschen. Damals waren Modehäuser kleine, einfache Familienunternehmen. Ich bin seit 28 Jahren im Modegeschäft, aber im Vergleich zu heute kommt mir das Business von damals fast prähistorisch vor. Prada war ein Geschäft in Mailand, nicht der Konzern von heute. Selbst Dior hat sich enorm verändert.

Bei Fendi entwarfen Sie mit ihrem langjährigen Freund Pierpaolo Piccioli die berühmte «Baguette»-Tasche.

Nein, diesen Anspruch haben wir nie erhoben. Wir waren Teil des Teams, das die «Baguette» kreierte.

Nach Fendi setzten Sie Ihre Zusammenarbeit mit Pierpaolo Piccioli bei Valentino fort. Ist es für Sie sehr anders, bei Dior allein verantwortlich zu sein?

Nein, weil ich neun Jahre mit Frau Fendi und allen andern Geschäftsgründern zusammengearbeitet habe. Danach erneut zehn Jahre mit Valentino Garavani und Giancarlo Giammetti, den Gründern von Valentino. Für Mode muss man mit einem Team arbeiten können, nicht nur mit einem einzelnen Kollegen. Die romantische Idee, dass ein Designer allein vor sich hin arbeitet, ist von gestern. Ein Designer braucht eine Vision. Umsetzen muss sie das Team. Bei Dior fand ich ein grossartiges Team vor.

Valentino sagt über Sie, Sie seien eine sehr geerdete Frau.

Ich habe nicht die Absicht, meinen Realitätssinn zu verlieren. Ich will nicht zu vertrauensselig sein. In dieser Industrie arbeiten sehr viele Leute. Es ist aus gesellschaftlicher Sicht wichtig, dass man sehr genau weiss, was man tut. Man kann nicht nur an sich denken.

Hilft Ihnen Ihr Realitätssinn, die kreative und die geschäftliche Seite Ihres Berufs zu vereinbaren?

Er hilft mir, eine Linie zu entwerfen, die für alle Frauen tragbar ist. Eine gutsitzende Jacke zu entwerfen, ist wichtig. Mein Beruf hat auch eine sehr technische Seite.

Worin sehen Sie bei Dior Ihre grösste Aufgabe?

Darin, eine umfassende Vision für Dior zu entwickeln, einen Weg zu finden, die neuen Generationen anzusprechen und gleichzeitig die Geschichte des Hauses zu respektieren.

Dior ist ein grosses Unternehmen.

Riesig. In den vergangenen acht Monaten habe ich vielleicht einen Zehntel davon gesehen. Inzwischen hat es rund 5000 Angestellte und 197 Läden in der ganzen Welt. Christian Dior selber hatte noch 1000 Angestellte und fünf Gebäude in der Avenue Montaigne in Paris. Dann dehnte er sein Unternehmen allmählich zu einer globalen Marke aus, was damals sehr kühn war. Er eröffnete einen Laden in New York und be-



«Hochstimmung»: Designerin Chiuri, 53.

«Ich arbeite lieber für eine grosse Marke, als meine eigene zu haben.»



Prominenz trägt Dior: die französische Schauspielerin Marion Cotillard ...



... Model Bella Hadid ...



... Filmstar Natalie Portman ...



... Oscar-Preisträgerin Jennifer Lawrence ...



... Sängerin Rihanna.

griff sofort, dass Amerikanerinnen sportlichere und praktischere Kleidung wollten als Französisinnen. Also vereinfachte er seine Kleider.

In welchen Ländern ist Dior heute am erfolgreichsten?

Es gibt auf der ganzen Welt Frauen, die sich für Mode interessieren. Entweder man ist modisch oder nicht, das ist in allen Ländern gleich.

Was bedeutet es, modisch zu sein?

Mode als eine Form zu begreifen, sich auszudrücken, die Arbeit von Designern zu verfolgen. Heute interessieren sich sehr viel mehr Leute für Mode, als man denkt. Man kann sich die Informationen leichter beschaffen, also wächst die Neugier.

Welche Veränderungen planen Sie für die Zukunft von Dior?

Ich glaube nicht, dass man sehr viel planen kann. Mode entsteht aus einem momentanen Instinkt. Wäre sie ein lange im Voraus planbares Produkt, wäre es keine Mode.

Braucht man viel Geld, um der Mode zu folgen?

Man kann sich für Mode interessieren, ohne sie zu kaufen. Ich bin sehr interessiert an Kunst und sehe mir Ausstellungen an, wann immer ich Zeit habe. Aber das bedeutet nicht, dass ich eine Sammlerin sein muss. Mode zu verfolgen und Mode zu kaufen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Mode ist vor allem eine Sprache, die man auch lieben kann, wenn man sie sich nicht aneignet.

Welches waren die wichtigsten Veränderungen in der Mode, seit sie als Designerin zu arbeiten begannen?

Kommunikation hat die Mode völlig verändert. Das steigende Interesse liess die Modehäuser wachsen. Angebot und Nachfrage wurden grösser.

Worin unterscheidet sich Ihre Arbeit in Paris von Ihrer früheren in Rom?

In Paris ist das Konzept von Mode eng an die Tradition der Haute Couture gebunden. In Italien, nicht nur in Rom, gibt es mehr Prêt-à-porter. Die Haute Couture begann in Frankreich. Das Prêt-à-porter wurde in Italien von Armani, Versace und Valentino lanciert. Das ist der grösste Unterschied. Frankreich betont seine Tradition sehr stark. Italien ist dank dem Prêt-à-porter aufgeschlossener für Veränderungen. Der Unterschied ist entscheidend für meine Arbeit. Italienische Modehäuser sind unglaublich schnell, aber manchmal vergessen sie ihr Erbe, weil sie ständig nach Neuem Ausschau halten. Frankreich tut sich gelegentlich mit Veränderungen schwer.

Wird Dior mit Ihrer Anstellung italienischer?

Ich bin eine Italienerin in einem französischen Unternehmen. Meine Tochter lebt in London, mein Mann in Rom. Ich fühle mich

als Europäerin. Dior wird immer französisch sein. Aber ich hoffe, das Beste aus beiden Kulturen zu vereinen, die Haute Couture zu modernisieren und sie vielleicht etwas näher an die Mentalität des Prêt-à-porters heranzuführen.

Armani arbeitet für Frauen, die im Büro tätig sind oder abends mit ihrem Mann ausgehen. Prada ist extravaganter und stellt Mode oft auf den Kopf: Aus schlechtem Geschmack wird guter Geschmack.

Das sind zwei verschiedene Sprachen.

Welches Land bringt die besten Modetalente hervor?

Talent hat keine Nationalität und keine Regeln.

Viele der grossen Modehäuser entstanden im 20. Jahrhundert: Gaultier, Armani, Alaïa. Inzwischen gibt es nur noch wenige neue Namen.

Die Modewelt ist viel teurer und kompetitiver geworden. Wer heute auch nur eine Modeschau zeigen will, kann das nur mit einer Finanzgruppe im Rücken tun.

Der Designer Marco de Vincenzo, ein talentierter junger Italiener, wurde glücklicherweise von der LVMH-Gruppe unterstützt. Sonst hätte er nicht einmal einen Laden einrichten, geschweige denn eröffnen können.

Hatten Sie nie den Wunsch, ein eigenes Unternehmen zu haben, wie Coco Chanel oder Elsa Schiaparelli?

Um Himmels willen! Nein danke, daran habe ich nie gedacht, weil es Dinge mit sich bringt, auf die ich nicht die geringste Lust habe. Ich arbeite lieber für

eine grosse Marke, als meine eigene zu haben.

Waren Sie es, die das klassische «D» des Dior-Logos und den Werbeslogan «J'adore Dior» durch «J'adior» ersetzten?

Nein, aber Mode hat auch eine spielerische Seite. Und Frauen wollen mit Mode Spass haben. Ich finde, dass «J'adior» sehr gut zu den Frauen von heute passt, weil es die Message auf den Punkt bringt. Wenn ich ein Hashtag schreiben würde, würde ich «Jadior» schreiben. Heute geht alles um eine knappe Sprache und neue Wörter.

Wie lange vor der Präsentation müssen Sie Ihre Kollektionen vorbereiten?

Wir machen zwei Prêt-à-porter-Kollektionen, zwei Couture-Kollektionen und zwei Vorkollektionen, Es ist ein Kontinuum ohne Pausen, Mode ist sehr schnell. Man muss sich auf die Socken machen, Inspiration finden und verstehen, was sie in diesem Moment bedeutet.

Arbeiten Sie gerne schnell?

Ich bewege mich schnell im Leben. Ich habe die Fähigkeit, knapp und präzise zu sein. Die Mode ist schnell, die Welt ist schnell, das Leben ist schnell. Ich bin sehr hungrig nach Leben, aber die Zeit ist kurz.

Warum ist Schwarz Ihre Lieblingsfarbe?

Schwarz kommt vom Punk. Es hebt Dinge auf. Es erlaubt dir, frei zu denken. Es ist wie ein Schutzschild, eine Uniform. Es ist streng. Es hat so viele Bedeutungen.

Träumen Frauen immer noch von langen Abend- und Brautkleidern?

Jede Frau träumt von Märchenanlässen. Märchen existieren nicht, aber es schadet nicht, Träume zu haben.

Gehen Ihnen nie die Ideen aus?

Nein, ehrlich. Es findet sich immer etwas, was meinen Intellekt oder meine Neugier weckt. Aber Beobachtung muss man lernen. Ich bin sehr neugierig auf Bücher, Filme, Bilder. Ich lerne und entdecke gerne Neues.

Dann gehen Sie in Ihr Atelier und setzen Ihre Inspirationen um?

Dann beginne ich zu recherchieren, was mich angekickt hat. Es ist wie eine aufregende Schatzsuche: Ein Bild führt zu einem Buch, das zu einer Figur führt, die zu einem Künstler führt.

Was prägt nach 28 Jahren im Geschäft Ihr Bild von Mode?

Wie gesagt, für mich ist Mode eine Sprache, eine

Ausdrucksform. Meine Sprache für Dior ist, Kleider zu kreieren, die persönlich interpretierbar sind, so dass jede Frau sie nach Lust und Laune kombinieren kann. Das ist meine Leidenschaft. Sollte ich irgendwann die Freude daran verlieren, werde ich aufhören. Denn es ist ein anstrengender Job.

Alain Elkann arbeitet als Journalist, Schriftsteller und Dozent in Italien und den USA. Sein ältester Sohn John aus der Ehe mit Fiat-Erbin Margherita Agnelli ist Präsident des Fiat-Konzerns, sein zweitältester Sohn Lapo gründete das Modelabel Italia Independent.



«Spielerische Seite».

«Die romantische Idee, dass ein Designer allein vor sich hin arbeitet, ist von gestern.»

Jazz

Das Herz im Klang

Von Peter Rüedi

Ein oberflächlicher Blick auf die neue CD des Tenor- und Sopransaxofonisten (und Klarinettisten) Chris Potter führt in die Irre. Das zweite Stück heisst nicht nur «Ilimba», es beginnt auch mit einem Intro auf dem afrikanischen Daumenklavier. Das fünfte trägt den Titel «Yasodhara», was der Name der Frau ist, die Buddha zurückerliess. Schliesslich lässt Pianist David Virelles dank seiner kubanischen Herkunft karibische Einsprengsel vermuten. Allein, Chris Potters jüngstes Opus heisst «The Dreamer Is the Dream», und damit ist er selbst gemeint, der von sich sagt, seine Stücke entstünden oft «wie in einem traumhaften Zustand». Wie auch immer: Mit einem weltmusikalischen Eintopf, in welchem *everything goes*, hat Potters intensive, persönliche Musik nichts zu schaffen.

Parfüm ist das Letzte, was einem bei diesem muskulösen, bissigen Saxofon-Sound und beim Klang dieses ganzen Quartetts in den Sinn kommt. David Virelles wurde zwar 1983 in Santiago de Cuba geboren, bedient aber in keinem bisherigen Zusammenhang simple *Latin*-Klischees, weder in den Bands von Steve Coleman oder Tomasz Stanko noch jetzt mit Potter. Bassist Joe Martin (geb. 1970) ist ein gradlinig-fundamentaler und klingender, singender Bassist, Drummer Marcus Gilmore (geb. 1986) ein feinsinniger Perkussionist (nicht nur als Enkel, sondern auch musikalisch ein Verwandter des grossen Roy Haynes: wie dieser ein Feingeist mit Power). In diesen Partnern hat Potter (geb. 1971) die kongeniale Gesellschaft für seine überzeugende, traumwandlerisch- (selbst)sichere und gleichzeitig von viel Empathie getragene Musik: viel Kraft, allein schon im Ton (auf allen drei Instrumenten: dem hauptsächlichsten Tenor, das dem des verstorbenen Michael Brecker brüderlich verwandt klingt; dem nie nötigen Sopran – mal intensiv wie eine Oboe, mal sonor wie ein Cello; dem warmen Sound der Bassklarinette). Eine sehr persönliche Musik *in the tradition*, vom balladesken Intro mit dem sprechenden Titel «Heart in Hand» bis zum «light-hearted kicker» (Potter), dem ausgelassenen Rauschweisser «Sonic Anomaly».



Chris Potter (David Virelles, Joe Martin, Marcus Gilmore): The Dreamer Is the Dream.
ECM 2519 5740661

«Seht meine Werke und erbebt»

Die unheimlichen Wesen aus der fremden Welt werden immer kurioser. In «Alien: Covenant» sind sie Teufel der Philosophie. Von Wolfram Knorr

War nicht alles vorbei? Die langköpfigen sabbernden rabenschwarzen Monster von H. R. Giger im Museum? Die Rest-Requisite beim Trödel? Der Horror-Rummelplatz geräumt? Doch «Prometheus» (2012), das letzte Opus des «Alien»-Erfinders Ridley Scott,



Über Stock und Stein: «Alien: Covenant».

schöpfte in der Zunft der Dukatenscheisser wieder aus dem Vollen (weltweit 403 Millionen Dollar). Und da die Sequels, Prequels, Reboots, Franchise-Filme, Crossovers oder wie immer die Vor-, Nach-, Über-, Drunter-, Quer- und Zwischen-Stories im Fachjargon genannt werden mögen, wie ein Geschwür die Popcorn-Shows befallen haben, war selbstverständlich auch Ridley Scott genötigt, seine 1979 entstandene «Alien»-Reihe (sechs sind es, wenn ich mich nicht irre) wieder neu aufzumöbeln. Mit «Prometheus» wurde den Fans verkündet, dem Rest gedroht, beginne – halleluja – eine neue Trilogie, eine Vor-Trilogie oder was auch immer.

War «Alien» seinerzeit tatsächlich eine gelungene Neuinterpretation des Horrors, indem der Film im Forschungs- und Technikzirkus angesiedelt wurde und weitgehend auf Bedeutungshuberei verzichtete, näherte sich «Prometheus» schon verdächtig einem liturgischen Mummenschanz. Im Teil zwei nun, «Alien: Covenant», wird das fast zu einem Karfreitagszauber mit schwarzer Abendmahlerei. Die letzten Fragen werden gestellt. Im Prolog will der Androide David (Michael Fassbender) von seinem Schöpfer Peter Weyland, Gründer des gleichnamigen Megakonzerns, der im ersten «Alien» das Raumschiff «Nostromo» auf die Reise schickte, wissen: «Wenn du mich erschaffen hast, wer hat dann dich erschaffen?» Ja, wer hat mich erschaffen? Weyland fühlt sich ertappt, und David spürt den Nietzsche in sich hochsteigen («Höchstes Gestirn des Seins! / Ewiger Bildwerke Tafel! / Du kommst zu mir?», aus «Also sprach Zarathustra»). Daraus lässt sich was

Weltherrschaftliches machen. Und so beginnt die neuerliche Reise im Raumschiff «Covenant». Es ist, mit Tausenden von Auswanderern an Bord (Kälteschlaf), auf dem Weg zu einem erdähnlichen Planeten. Durch eine Art Sirenenengesang lassen sie sich vom Ziel abbringen und steuern einen anderen an – ein Odysseus wäre darauf nicht reingefallen –, und das Unheil beginnt und dringt leider auch bis in die Tiefen der Mythologie, Dichtkunst und Philosophie. Von Wagner über Nietzsche und Mary Shelleys «Frankenstein» bis zum berühmten Sonett «Ozymandias» («Seht meine Werke, Mächt'ge, und erbebt!») des feurigen Romantikers Percy B. Shelley, Marys Gatten, geht die Reise. Damit die «Alien»-Fans nicht zu kurz kommen, hüpfen natürlich die Monster wie die Springteufel über Stock und Stein.

Scott nimmt seinen Firlelfanz bierernst und salbt ihn mit mythologischer Lotion, als empfehle er sich für die Bayreuther Festspiele. Immerhin: Der Schluss wartet mit einem optischen Einfall auf, der, politisch, als ziemlich aktuell gedeutet werden kann. ★★☆☆☆

Weitere Premieren



Hübsche Details: «Une vie ailleurs».

Une vie ailleurs — Vor vier Jahren wurde Sylvies Sohn Felipe von deren Ex-Mann nach Uruguay in dessen frühere Heimat entführt. Der Vater, der dem Jungen erzählte, die Mutter sei bei einem Unfall ums Leben gekommen, ist mittlerweile gestorben, und der Junge lebt nun bei seiner Oma und einer Tante. Mit Hilfe eines Sozialarbeiters macht Sylvie ihren Sohn ausfindig und reist mit ihm nach Montevideo, in der Absicht, den Jungen zurückzuführen. Doch als der Sozialarbeiter Kontakt zum Sohn aufnimmt, fängt die Sache an kompliziert zu werden. Regisseur Olivier Peyon («Les petites vacances») versucht, mit seiner Story den Beziehungskonflikt ums Kindeswohl am

Beispiel einer Entführung darzustellen. Der Extremfall verliert bei allen hübschen Details an Schärfe, weil Peyon den Vater aus dem Konflikt herausnimmt. ★★☆☆☆

20th Century Women — Klingt wie eine übliche Coming-of-Age-Story: Eine alleinerziehende Mutter (Annette Bening) verliert zunehmend den Kontakt zu ihrem pubertierenden Sohn. Als «Vater-Ersatz» holt sie zwei Frauen ins Boot, eine Punkerin (Greta Gerwig) und die beste Freundin des Jungen (Elle Fanning). Drei Generationen wollen einem Fünfzehnjährigen Orientierung geben. Das klingt komisch, wird aber von Mike Mills («Beginners») mit Witz, Subtilität, hinreissender Mimenkunst und einer raffinierten Erzähltechnik so glaubwürdig und virtuos umgesetzt, dass daraus ein lebensechter Spass wird. ★★☆☆☆

Knorrs Liste

1	Get Out Regie: Jason Peele	★★★★★
2	Denial Regie: Mick Jackson	★★★★★
3	Guardians of the Galaxy Regie: James Gunn	★★★★☆
4	Beauty and the Beast Regie: Bill Condon	★★★★☆
5	Die göttliche Ordnung Regie: Petra Volpe	★★★★☆
6	Mein Leben als Zucchini Regie: Claude Barras	★★★★☆
7	The Other Side of Hope Regie: Aki Kaurismäki	★★★★☆
8	Der junge Karl Marx Regie: Roul Peck	★★★★☆
9	Fast & Furious 8 Regie: F. Gary Gray	★★★★☆
10	King Arthur: Legend of the ... Regie: Guy Ritchie	★★★☆☆

DER HERR DER KARTEN

presented by

SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich



Thiel

Verkehrskunst

Von *Andreas Thiel*

Journalist: Willkommen zu unserer beliebten Reihe «Kunst im Verkehr». Wir stellen Ihnen hier ein weiteres Werk der Strassenverkehrskunst vor. Heute dürfen wir diesen wunderbar signalgelben Zebrastreifen einweihen, Thermoplastik auf schwarzem Asphalt. Der Künstler heisst Kurt Eggenschwiler und ist von Hauptberuf Fahrbahnmarkierer. Herr Eggenschwiler, mit welcher Technik haben Sie dieses Kunstwerk erschaffen?

Fahrbahnmarkierer: Mit der Extruder-Markiermaschine.

Journalist: Und was hat Sie zu diesem wunderbaren Werk inspiriert?

Fahrbahnmarkierer: Ein Zebra.

Journalist: Mich erinnert Ihre Farbenwahl eher an eine Wespe oder einen Tiger.

Fahrbahnmarkierer: Der Tiger ist männlich und die Wespe weiblich. Mein Kunstwerk hingegen ist für alle da. Deshalb habe ich ein Zebra zum Vorbild genommen. Das Zebra ist neutral.

Journalist: Und trotzdem ist Ihr Zebrastreifen schwarz-gelb anstatt schwarz-weiss.

Fahrbahnmarkierer: Ich nenne das Werk «Zitronenzebrastreifen».

Journalist: Und weshalb nicht «Zebra mit Bananenstreifen»?

Fahrbahnmarkierer: Zitronen sind rund, Bananen hingegen bloss krumm.

Journalist: Ihr Werk ist aber rechteckig.

Fahrbahnmarkierer: Die Form steht im Kontrast zur Farbe.

Journalist: Und weshalb haben Sie ausgerechnet diesen Platz für Ihr Kunstwerk ausgewählt?

Fahrbahnmarkierer: Der gelbe Fussgängerstreifen bildet hier ein wunderbares Ensemble mit dem Wanderwegweiser und dem Postbriefkasten.

Journalist: Das beweist, dass Kunst nur verstehen kann, wer etwas von Kunst versteht. Und nächste Woche stellen wir Ihnen an dieser Stelle einen virtuosen Steuereintreibungskünstler vom Finanzamt vor.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

In den Mund statt auf den Müll

Erfolgreiche «Schweizer Tafel» im «Baur au Lac»; einer fehlte bei der Circus-Knie-Gala. Von *Hildegard Schwaninger*

Nachhaltigkeit und der achtsame Umgang mit Lebensmitteln waren das Thema eines ganz speziellen Abends im Restaurant «Rive Gauche» im Hotel «Baur au Lac». Hundert Gäste waren geladen, um an einem Ereignis teilzunehmen, das erstmals stattfand, aber so gelungen war, dass es durchaus Tradition werden könnte: «Tasting Not Wasting». Unter diesem Motto kochte die Brigade um Küchenchef **Maurice Marro** ein Degustationsmenü ausschliesslich aus Lebensmitteln, deren Verkaufsdatum (nicht das Verbrauchsdatum) abgelaufen war. Lebensmittel, die im Müll landen würden, obwohl sie noch einwandfrei und geniessbar sind. Die Schweizer Tafel, gegründet 2001 nach dem Vorbild City Harvest in New York, gibt Lebensmittel, die nicht mehr verkauft werden können, an Bedürftige und soziale Institutionen weiter. Allein 2016 hat die Schweizer Tafel 4000 Tonnen Lebensmittel an soziale Organisationen verteilt.

«Baur au Lac»-Direktor **Wilhelm Luxem** hat mit **Beatriz Schreib** (STF-Präsidentin Zürich) bei einem Mittagessen die Idee zu «Tasting Not Wasting» ausgeheckt: «Auch uns, die wir im Luxussegment tätig sind, ist der bewusste Umgang mit Ressourcen ein Anliegen.» Das «Baur au Lac» spendierte die Weine und das Essen. Nicht ein Reste-Essen, sondern ein veritables Gourmetmenü wurde aufgetischt. Rauchlachs auf Spinatgratin, grüne Spargelravioli mit Salbeibutter, Mini-Clubsandwich mit Speck, Tomatensuppe waren ein paar Highlights.

Pfarrer **Katharina Hoby**, Mutter von fünf Kindern, war mit Tochter **Johanna Hoby** da, die stellvertretende Geschäftsführerin im Restaurant «Adlisberg» hoch oben am Zürichberg ist. Katharina Hoby: «Verschwendung von Lebensmitteln und anderen Ressourcen ist furchtbar, das geht gar nicht; verschwenderisch soll man mit Gefühlen sein, vor allem mit Liebe.»

Karin Lanz war da, mit ihrem Ex **Cédric Scheri** (Vater ihrer beiden Söhne). Die immer aufgestellte Karin Lanz: «Er hat die Einladung bekommen, ich interessiere mich für Nachhaltigkeit.» Deshalb trug sie auch ein Vintage-Kleid. Scheri weilte – zwischen Polo in Argentinien und Business in Cancún (Mexiko) – wieder einmal in Zürich. Hier hat er unter anderem das «Boca Grande» an der Löwenstrasse, wo wir kürzlich das absolut beste Kalbskotelett der Stadt Zürich assen.

Hotelier **Peter Bally** (früher «Park Hotel Vitznau»), Träger des Five Star Diamond Award als «One of the Finest Hoteliers Worldwide», war mit seiner Frau **Junia** (Interior Design) da. Sowie mit deren Tochter **Nadine Kollbrunner**, die sich dem Thema Nachhaltigkeit verschrieben hat: In ihrer Cateringfirma Ethic Food ist ihr der achtsame Umgang mit Lebensmitteln essenziell.

In der Menge gesichtet: Unternehmer **Christoph Dicken von Oetinger** mit seiner Frau **Dominique**, STF-Stiftungsrätin **Chantal Senft-Boissonnas** sowie **Charlotte Bartholet**,



Fast verliebt

Nipplegate

Von *Claudia Schumacher*

Bitte verschon mich mit deinem Pornokram!», sage ich abwehrend, als David glucksend vor Lachen ein Handy-Foto zeigt. Darauf ist eine junge Frau von den roten Lippen abwärts zu sehen, oben ohne. «Das ist

die eine aus Solothurn, von der ich dir erzählt habe», klärt mich mein Trainingspartner auf. «Wieder so eine Irre.» Er meint noch, ich solle das nicht in die Kolumne schreiben, weil die Frau so gestört sei, dass sie ihn sicher stalke, die Kolumne lese und dann verstehe, wer gemeint sei – trotz Verfremdung. Das ignorieren wir mal.

«Vor ein paar Wochen war sie doch noch so toll!», sage ich und nehme einen Schluck Erdbeer-Protein-Shake. «Ja, schon», sagt David, der an der Bar im Fitnessstudio lehnt. «Aber da ging es nur um ihr grandioses Talent im Bett.» Er macht eine obszöne Hand-Mund-Bewegung und lacht dreckig; ich schüttele den Kopf. Der Mann ist erfolgreicher Banker, aber privat so reif wie eine grüne Banane. «Jeden Tag hat sie geschrieben, viel zu viel Tempo gemacht», erzählt er weiter. «Seit einer Woche schickt die mir ständig Selfies von sich. Vorgestern dann das Tittenbild – meine Güte!», sagt er ganz empört.



Wohltätig: 26. Knie-Gala mit Chanel.



Luxem, Schreib und Marro (v.l.) im «Baur au Lac».



«Nachhaltigkeit»: Moderatorin Lanz.

Organisatorin Suppentag, Gastro-Consultant **Wolf Wagschal** und Unternehmer **Philip Ohlin** (Fine Spirits). Die Gäste bedankten sich mit einer freiwilligen Spende, die, wie **Beatriz Schreib** in einer flammenden Rede schilderte, vor allem für den Transport der Lebensmittel (Benzin, Wartung der Wagen und manchmal ein neues Auto) dringend gebraucht wird. Es kamen 5159 Franken zusammen.

Nichts ist mehr wie früher. Bei der 26. Circus-Knie-Gala zugunsten der Kinder-spitäler in Kambodscha (Kantha Bopha) war erstmals **Beat Richner** nicht da. Er ist in ärztlicher Behandlung; was für eine Krankheit ihn niederschmetterte, ist zurzeit Gegenstand von Untersuchungen. Stiftungsrätin **Susanna Cohen Straka**, die ihn am Tag der Gala besuchte, sagte, Richner sei «heiter und freue sich, dass die Gala stattfindet». Bei jeder Gala war es Tradition, dass **Beatocello** vor der Zirkusvorstellung ein kurzes Konzert gab. Jetzt ist das Cello verstummt. Der Kinderarzt **Peter Studer**, Kollege und Freund von **Beat Richner** («Ich war 70-mal bei ihm in Kambodscha»), übernimmt jetzt alle seine Aufgaben. Der ehemalige Praxiskollege **Alfred Löhner** war – Ehrensache – an der fast ausverkauften Knie-Gala anwesend, wie auch viele treue Unterstützer der ersten Stunde: die Familien **Bodmer**, **Walter Frey**, **Helen Zimmer** (Heinz Zimmer war abwesend, da im Tessin), **Franz Albers-Schönberg**, **Florian von Meiss**. Immobilienunternehmer **Geri Walde** (Walde und Partner) erlebte das, was für jeden Zirkusbesucher (je nachdem) der Traum oder Albtraum ist: Er wurde vom Clown in die Manege geholt. Sehr zum Vergnügen seiner Frau **Marianne**. Er meisterte es mit Humor.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

suchen die meisten Frauen keine Beziehung, sondern ein Schau-mich-an. Die brauchen einen, der ständig klatscht. Aber was haben wir Männer davon?»

Wow. Ich find's gerade total überzeugend. Vielleicht aber auch nur, weil ich vom Sport so fertig bin, dass mein Hirn nicht mehr richtig läuft. David kommt zum abschliessenden Merksatz: «Je schöner die Frau, desto mehr Beachtung braucht sie.» Tja, denke ich höhnisch in mich hinein: Dumm nur, dass für David das Äussere einer Frau nicht gerade sekundär ist. «Also willst du mir sagen, dass du in Zukunft die Schönen ausser Acht lässt und stattdessen die eine gute Frau mit den inneren Werten suchst?», frage ich. «Warum nicht?», antwortet David mit ernstem Gesicht. Er überlegt einen Moment, dann fügt er noch an: «Sie kann ja trotzdem hübsch sein.»

Ich lache. «Warum bitte regst du dich über ein Nackt-Selfie auf? Plötzlich prüde?» David schaut mich belustigt an. «Du checkst echt nicht, was daran so ätzend ist?», fragt er zurück – und schon nimmt das Mansplaining seinen Lauf: «Es geht doch nicht um die Titten, die sind ja ganz geil bei der. Es geht ums Prinzip. Dieses verdammte weibliche Heischen nach Aufmerksamkeit! Ich hab da keinen Bock mehr drauf.»

Es habe ja schon vorher angefangen: das ständige Schreiben, das immer auf eine Reaktion von ihm ausgelegt war. «Weisst du, welche Rolle wir Männer dabei spielen?» Ich zuckte mit den Schultern. «Na, die des Zuschauers! Aber warum soll ich ihr Zuschauer sein? Die wenigsten Frauen sind das nächste Topmodel. Oder <The Voice of Switzerland>. Die meisten sind total normal, und das ist auch gut so. Mit normalen Frauen kann ja ein normaler Mann wie ich in Beziehung treten – theoretisch. Nur



Unten durch

Kundenparkplatz

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, dein Chef sagt an der Montagssitzung zu dir: «Es wäre schön, wenn Sie endlich mal eine gute Idee hätten.» Du sitzt ganz am Ende des Konferenztisches, und deine Kollegen sitzen in zwei langen Reihen vor dir und blicken dich an. Auch sie möchten, dass du endlich eine gute Idee hast. Sie erwarten von dir nicht, dass du so viele gute Ideen hast wie sie, das trauen sie dir grundsätzlich nicht zu. Aber wenigstens mal alle Schaltjahre eine! «Oder ist das zu viel verlangt?», fragt dein Chef, und du sagst: «Keineswegs! Ich mache mich gleich an die Arbeit!» Aber das ist eben das Problem: Ideen entstehen nicht durch Arbeit. Das ist der Grund, warum deine Kollegen so viele Ideen haben. Während du Aufträge für die Firma akquirierst, mit den Geschäftspartnern verhandelst, Logistikpläne ausarbeitest und die Kaffeemaschine nachfüllst, sitzen sie in ihren Büros und drehen sich mit dem Finger Locken ins Haar. Die, die keine Haare mehr haben, falten aus Zehnernoten Origami-Enten. Bei so viel Tagesfreizeit im Büro ist es kein Wunder, dass ihnen ab und zu etwas einfällt, das sie dann an der nächsten Montagssitzung als «Idee zur Reduktion der Personalkosten um 85 Prozent» vorstellen.

Manchmal haben sie auch Ideen, wie man, etwa durch das Fällen eines Baums oder das Planieren eines Froschteichs, auf dem Firmengelände einen zusätzlichen Kundenparkplatz schaffen kann. Am Abend sagst du zu deiner Frau: «Der Chef will, dass ich eine gute Idee habe. Aber dafür habe ich einfach keine Zeit, ich muss doch den ganzen Laden in Schuss halten!» Deine Frau sagt: «Schlag ihm vor, dass die Firma keine Rückspiegel für Autos produzieren soll.» Sie sagt, in zwanzig Jahren seien 60 Prozent aller privaten Autos selbstfahrend, und selbstfahrende Autos benötigen keine Rückspiegel. Das ist eine richtig gute Idee! Jeder, der jetzt noch einen Rappen in die Produktion von Rückspiegeln investiert, ist ein Idiot! «Aber wir produzieren doch gar keine Autorückspiegel», sagt dein Chef an der nächsten Montagssitzung, «wir sind, falls Sie's noch nicht gemerkt haben, in der Spielzeugbranche tätig!» «Das weiss

>>> Fortsetzung auf Seite 74

» Fortsetzung von Seite 73

ich», sagst du, «aber es kann manchmal auch eine gute Idee sein, etwas, das man nicht tut, auch weiterhin nicht zu tun.» Du denkst, während du das sagst, daran, wie viel Energie es dich gekostet hat, mit dem Rauchen aufzuhören. Aber deine Idee des *Keep on not doing the bullshit that you've never done* fällt durch. Stattdessen beschliesst der Chef, den Froschteich planieren zu lassen, und der Kollege, der die Idee dazu hatte, kriegt ein Origami-Äffchen aus Japan plus Faltanleitung.

Verdammt, du willst jetzt auch mal eine Idee haben! Du setzt dich in dein Büro und versuchst es mit der Methode deiner Kollegen: aus dem Fenster schauen und nichts tun. Aber das ist keine gute Idee, denn plötzlich beginnst du, über dein Leben nachzudenken. Wolltest du nicht schon immer eine Französin heiraten? Warum hast du dann jetzt eine Österreicherin? Wolltest du nicht am Massachusetts Institute of Technology als Forscher eine bahnbrechende Entdeckung auf dem Gebiet der Nanobiologie machen? Warum prüfst du dann jetzt Stücklisten für den Zusammenbau von Babypuppen? Dein Leben läuft in die falsche Richtung, und vor Schreck über diese Erkenntnis schießt dir die Idee durch den Kopf, dass man in alle Spielzeuge der Firma einen GPS-Sender einbauen könnte, damit die Mütter immer genau wissen, wo die Spielsachen sind. Und man könnte einen zweiten zusätzlichen Kundenparkplatz schaffen, indem man den für die Frau des Chefs reservierten Parkplatz ab sofort den Kunden zur Verfügung stellt. Kurz nach der Montagsitzung, an der du diese Ideen vorstellst, wirst du zwar entlassen, aber du räumst dein Büro fröhlich und voller Zuversicht, denn du weisst: Das ist die beste Idee deines Lebens.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Spezialität wider Erwarten

Von Peter Rüedi

Wer diesem frischen, gelbfruchtigen, aromatischen Weisswein mit diskreter Säure und guter Substanz erstmals begegnet, tut gut daran, alles zu vergessen, was er über die Traubensorte weiss, aus der er gemacht ist (oder solches gar nicht erst zur Kenntnis zu nehmen, also den nächsten Passus dieser Kolumne zu überspringen). Die Trebbiano ist die meistangebaute Traubensorte Italiens. Ihre Anbaufläche übertrifft, alle regionalen Varianten inbegriffen, sogar die der Sangiovese. Dementsprechend ist ihr Renommee. Das «Oxford-Weinlexikon» warnt gleich im Eingang des längeren Beitrags über die Spezialität, die seiner Meinung nach eine Vulgarität ist: «Kommt Trebbiano im Namen eines Weins vor, dann bedeutet dies fast stets ein leichtes, schlichtes, frisches, aber ausdruckschwaches Gewächs. Die Rebsorte mit ihren goldenen, ja sogar bernsteinfarbenen Beeren trägt so reich und wird in Frankreich und Italien so verbreitet angebaut, dass sie vermutlich mehr Wein hervorbringt als irgendeine andere Rebsorte der Welt.» Masse statt Klasse

also. Allein, auch bei einem solch generellen Bannfluch einer angesehenen und in der Regel objektiven Publikation gibt es Ausnahmen, die diesen Lügen strafen, etwa ihn Trebbiano aus der kleinen Appellation Lugana in der Lombardei, dem Gürtel zwischen dem Südufer des Gardasees und dem anschliessenden sanften Hügelland mit seinen kalkhaltigen Lehmböden. Auch Burton Andersons etwas in die Jahre gekommener «Atlas der italienischen Weine» (Hallwag, 1990) beginnt den Passus über die Zone mit einer Warnung: «Der Lugana als einer von wenigen Weissweinen der Lombardei spricht mit seinem Aufstieg allen Regeln Hohn, weil er erstens von Trebbiano gekeltert wird und zweitens auf ebenem, ziemlich schwerem Boden wächst.»

Ausgerechnet in diese Gegend verschlug es den Mailänder Unternehmer Walter Contato, als er nach einem neuen Lebensentwurf suchte und 1967 mit anfänglichen 12 Hektaren in Desenzano del Garda den Weinbaubetrieb Cà Maiol gründete, der inzwischen, von seinem Sohn und seiner Tochter geführt, auf 150 Hektaren angewachsen ist. Von 18 davon kommt der Lugana Molin 2015, der nun alle vorgenannten Einwände und Verallgemeinerungen pulverisiert: ein ungemein angenehmer, interessanter, perfekt gemachter Weisswein mit Noten von Kiwi und Lavendel und Mandeln in der Nase, frischen Kräutern und Aprikosen am Gaumen, mit viel Struktur das genaue Gegenteil von banal. Wer's wissen will, sollte sich selbst davon überzeugen. Der Preis des Spitzenprodukts von Cà Maiol (3 Gläser im «Gambero Rosso», für einmal zu Recht) macht's leicht möglich.

Cà Maiol Molin Lugana 2015. 13%. Borgovecchio, Balerna. Fr. 18.–. www.borgovecchio.ch



3.–4. Juni

Offene Waadtländer Weinkeller

myvaud.ch





Bestseller-SUV: Ford Kuga Vignale.

Auto

Ford, italienisch

Mit der Ausstattungslinie «Vignale» wird das Ford-SUV Kuga besonders angenehm und luxuriös. *Von David Schnapp*

Ein kurzer Ausflug in die Geschichte ist manchmal erhellend oder manchmal einfach nur interessant: Dass die edle Ausstattungslinie beim Ford Kuga «Vignale» heisst, geht auf die italienische Karosserie-Manufaktur Vignale, gegründet 1946 in Turin, zurück, so steht es bei Wikipedia. 1969 verkaufte Alfredo Vignale seine Firma an die Carrozzeria Ghia, 1970 dann kaufte Ford das Unternehmen und alle Namensrechte.

Und heute also sind wir in einem Kuga Vignale unterwegs, das Bestseller-SUV von Ford bekommt in der gehobenen Ausstattungsvariante mit italienischem Namen besondere handgesteppte Lederpolster, einen neuen Kühlergrill, 18-Zoll-Leichtmetallräder sowie diverse andere innere und äussere Modifikationen wie ein modernes Infotainment-System, Sony-Soundsystem, Parkautomatik oder Verkehrszeichenerkennung. Einmal erwischt mich das Sicherheitssystem unerwartet: Beim Zufahren auf eine Barriere, von der ich weiss, dass sie gleich aufgehen wird, stoppt der Kuga abrupt. Das nennt sich dann «Active City Stop» und verhindert Kollisionen im Langsamverkehr.

Wilde Linienführung

Ein seltsamer Kontrast besteht allerdings zwischen dem weichen, schönen Leder und den

teilweise etwas gar schlicht wirkenden Kunststoffabdeckungen oder Schaltern. Auch die teilweise recht wilde Cockpit-Linienführung stört etwas die Gediegenheit. Andererseits: Wir sprechen hier von einem ordentlich grossen Allradfahrzeug mit viel moderner Technik und 182 PS Leistung zu einem Preis von unter 45 000 Franken.

Angenehm laufruhig

Abgesehen von der Detailkritik gibt es am Kuga nichts auszusetzen: Der 4,5 Meter lange Familienfreund verfügt über Platz, ein ausgezeichnetes Fahrwerk, eine direkte Lenkung und ist in der mit dem 1,5-Liter-Eco-Boost-Aggregat und dem 6-Stufen-Automatikgetriebe gekoppelten Variante gut motorisiert. Der Reihenvierzylinder mit Abgasturbolader greift nach der üblichen Millisekunde Turboloch kräftig zu, bringt das Auto zügig voran und arbeitet auf der Autobahn angenehm lafruhig. Kurz: eine gute Mischung aus Technologie, Luxus und Italianità.

Ford Kuga Vignale 1.5 EcoBoost
Leistung: 182 PS/133 kW, Hubraum: 1499 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h
Preis: Fr. 40 500.–, Testauto: Fr. 44 590.–

Klassiker

Nr. 1 000 000

Porsche feiert den einmillionsten 911er – zu Recht ein Fest.

Die Porsche AG verkauft jedes Jahr weit über 200 000 Fahrzeuge, da scheint auf den ersten Blick eine Million verkaufter Sportwagenikonen vom Typ 911 gar nicht so viel. Nicht zuletzt, weil das Auto seit 1963 – mittlerweile in der siebten Generation – gebaut wird und in der Schweiz schon ab 118 000 Franken zu haben ist.

Mit schwäbischer Bescheidenheit hat man sich deshalb auch der Frage genähert, ob der einmillionste 911er überhaupt ein Grund zum Feiern sei, sagte Baureihen-Chef August Achleitner bei der Medienpräsentation letzte Woche im Zuffenhausener Werk. Man habe



Triumph der Schlichtheit: Porsche 911.

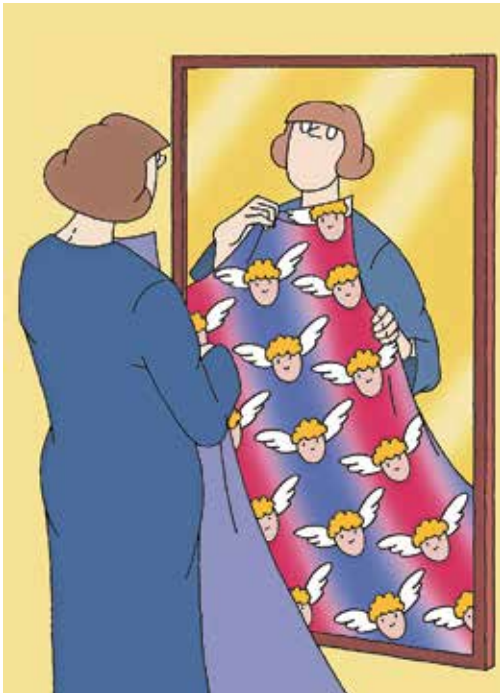
sich zudem gefragt, ob dieser Erfolg nicht eher ein Zeichen für abnehmende Exklusivität sein könnte. Und der stellvertretende Aufsichtsratsvorsitzende der Porsche AG, Uwe Hück, goss die Grundhaltung der Firma in ein anschauliches Bonmot: «Unsere Sportwagen haben Spoiler, damit sie am Boden bleiben», sagte der ehemalige Lackierer.

Doch noch etwas Lametta

Der 911er ist auch nach einer Million gebauter Exemplare immer noch ein faszinierendes Auto, wie es kein zweites gibt. Die Form ist ein Triumph der Schlichtheit, die Qualität der Autos hervorragend: 70 Prozent aller je gebauten Elfer seien noch fahrtüchtig, sagen sie in Zuffenhausen. So gesehen ist es richtig, die beeindruckende Wegmarke zu feiern. Da darf es dann bei aller Bodenständigkeit auch etwas Lametta sein: Der einmillionste 911er, ein Carrera S, hat am Heck einen mit 18 Karat vergoldeten Schriftzug. Und auch wenn das Auto ein Museumsstück ist: Kunden können die Goldlettern selbstverständlich für ihren Elfer bestellen. Nicht umsonst spricht man auch vom «profitabelsten Sportwagenhersteller der Welt». *David Schnapp*

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man zur Papstaudienz einen Hosenganzug mit hipper langer Bluse tragen, oder ist dies nur Schweizer Bundespräsidentinnen vorbehalten? *Elisabeth Meier, Losone*

Dass die Bundespräsidentin katholisch ist, bietet keine Gewähr für deren korrekte Kleidung beim Papst. Gleichwohl halte ich den Hosenganzug mit Bluse, wie er auch sonstwo getragen wird, für erlaubt. Papst Franziskus ist ja darauf bedacht, zwischen den starken Traditionen des Vatikans und der quirligen modernen Welt Brücken zu bauen. Dass er sich sein Ornat aus modisch angebleichtem Jeansstoff schneiden lässt, sollte man vorerst nicht erwarten. Indessen können seine Begegnungen mit adrett gekleideten Besucherinnen alle Welt daran erinnern, dass Jesus die Brücken längst gebaut hat und den gewöhnlichen Menschen so nahesteht wie den Priestern. *Peter Ruch*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Das Ziel ist seit langem klar: eine Staatsmedizin, abhängig und geknebelt von bürokratischen Apparatschiks.» *Peter Bolliger*

Der rote Stratege zu Bern

Nr. 19 – «Freie Ärzte im freien Fall»; Christoph Mörgeli über das Gesundheitswesen

Das Ziel ist seit langem klar: eine Staatsmedizin mit ärztlichen Lakaien, abhängig und geknebelt von bürokratischen Apparatschiks, welche sich primär um die eigenen Machtansprüche kümmern, aber sich sicher nicht für die ebenfalls abhängig gemachten und dem System ausgelieferten Patienten interessieren. Den Beginn machte bereits Alain Bersets rote Genossin Ruth Dreifuss mit dem neuen KVG. Berset wird nun willig und gerne zum grossen Vollstrecker dieses sozialistischen Albtraums.

Peter Bolliger, Münsingen

Ungeeignete Figur

Nr. 19 – «Von Schlapphüten und Schwatztüten»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Erneut hat der Nachrichtendienst eine ungeeignete Figur für den Einsatz in Deutschland ausgesucht. Geheimdienst geht anders, auch für die Schweiz! Der Chef des Nachrichtendienstes des Bundes, Dr. Markus Seiler, leistet sich in letzter Zeit zu viele personelle Flops. Die jüngste Affäre um den Datenklau eines Mitarbeiters lässt grüssen. Kein Wunder, wenn sich ein Geheimdienstchef in Spiez für einen Sitz im Gemeinderat aufstellen lässt und dann auf dem letzten Platz landet und mit einer Professur in St. Gallen liebäugelt. Ich kenne keinen europäischen Geheimdienstchef, der sich für ein politisches Amt bewirbt und sich dadurch exponiert. Für den Chef eines Nachrichtendienstes gilt: Man bleibt im Hintergrund und fokussiert sich nur auf die bedeutende sicherheitspolitische Aufgabe.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Wie in Amerika, Australien oder Afrika

Nr. 19 – «Paradiesvogel auf Entdeckungsflug»; René Zeller über Professor Thomas Geiser

Schon wieder wird für die globale Niederlassungsfreiheit plädiert. Das hatten wir doch schon: Die Beherrschung, Verdrängung oder Ausrottung der Einheimischen in Amerika und Australien sowie die Kolonisierung Afrikas funktionierten ziemlich genau nach diesem Prinzip. *Thomas Schibli, Bern*

Arbeit und Geld verreisen

Nr. 17 – «Doris Leuthards milliardenteure Öko-Planwirtschaft»; Titelgeschichte zum Energiegesetz

Grossmäulig klingt es von den Plakatwänden zum Thema «pro Energiegesetz»: Geld bleibt

hier, Arbeit bleibt hier und so weiter. Das ist Hohn und Spott, wenn man sich vor Augen führt, was sich eben in Deutschland, dem Energiewendeland Nummer 1, zugetragen hat. Da musste am 10. Mai das Vorzeigeunternehmen der deutschen Solarstromtechnologie, die Solarworld AG mit Sitz in Bonn, Konkurs anmelden. Natürlich ist es traurig, wenn 4000 Mitarbeitende, die sich in einer zukunftssträchtigen Branche wähnten, nun um ihre Arbeitsplätze bangen müssen. Aber trotz massiver Bundes-subsidien waren die Produkte von Solarworld, von der einfachen Solarzelle bis hin zur schlüsselfertigen Fotovoltaikanlage, gegenüber der fernöstlichen Konkurrenz je länger, je mehr nicht mehr wettbewerbsfähig. Arbeit und Geld verreisen nun zunehmend nach China. Man hüte sich also auch in der Schweiz vor blauäugiger Ja-Propaganda, die vornehmlich von Anti-AKW-Ideologen und staatlich subventionierten Energiegesetz-Profiteuren ausgeht. *Maximilian Reimann, Nationalrat, Gipf-Oberfrick*

Delegitimierung Israels

Nr. 18 – «Am Schluss reichten sie sich die Hände»; Sepp Blatter über den Israel-Palästina-Konflikt im Fussball

Dass der palästinensische Sportfunktionär Dschibril ar-Radschub Israel aus der Fifa ausschliessen will, hat mit Machmud Abbas' Taktik zu tun, Israels Geschichte, seine Beziehung zum Heiligen Land inklusive Jerusalems und des Tempelbergs zu delegitimieren. Der palästinensische Fussballverband ist ein Instrument dieser Politik. *Hanspeter Büchi, Stäfa*

Durchgefäsel

Nr. 13 – «Töchterli-Wirtschaft bei Caritas»; Peter Keller über das Hilfswerk

Das landesumspannende katholische Hilfswerk Caritas ist offenbar gegen menschliche Versuchungen auch nicht gefeit, selbst wenn der Herr Papa und Direktor ein fast bundesrätliches Salär nach Hause bringt. Gut, dass es die beherzten Journalisten der *Weltwoche* gibt. Nicht umsonst nannte man die Christlichsozialen in unserem Nachbarland Österreich «Herz-Jesu-Bolschewiki». *Hans Scharpf, Zürich*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19					20				21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29		30			31		32	
33				34	35		36				37	38		
			39						40	41				
42	43		44		45			46		47				
48				49			50							
51										52				
	53								54					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Erzeugt wahrhaft teuflische Hitze

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Der Nachweis ist damit erfüllt. 7 Die Tanzmusik steht in England wie es auf festem Boden. 12 Das aus Eriwan ist im Prinzip ja unterhaltsam. 15 Für Musiker hat es einen hellen Charakter. 16 Es ist laut Balzac das Barometer jeder Ehe. 17 Kauflos lässt es sich mit ihm drauflos fahren. 18 So sozusagen unvereinbar. 19 Schon ein Grund, doch meist eher beschränkt. 20 Jenes jüdische deutsche Mädchen schrieb Tagebücher. 22 Mit ihnen bezahlten Italiener viel. 23 Enthaltamer Zeitraum aus britischer Sicht. 25 Was Isoproturon kurz gesagt ist. 27 Deutscher Rapper, der gar nicht wie einer aussieht. 30 Aya wird damit zum spanischen Golf. 33 Sie kommt namentlich auch ohne Eleo zurecht. 34 Das tapfere Schneiderlein kannte sich damit aus. 37 Die SRG SSR im Ticino. 39 Irgendwie ein Jahr für Französinen. 40 Leise klatschendes Geräusch – ein Schlag? 42 Es liegt im Grenzbereich zwischen fest und flüssig. 45 Gesichtsausdruck, der von Konfusion zeugt. 47 Ein-richtung, nicht für alle aber für viele. 48 Spezielle Gewohnheit, seit es Götter gibt. 50 Jemanden um etwas bringen, fragt sich nur wie denn. 51 Er zählt Freiheit und Gleichheit zu seinen Grund-Idealen. 52 Nützlicher Kurzverband für Schweizer Flieger-Fans. 53 Mit Eisen erhalten sie einen rotbraunen Farbton. 54 Sie kann eine Beule erzeugen, die sich auf sie reimt.

Senkrecht — 1 Für nostalgische Filmliebhaber gibt es nur jene ‚la Douce‘. 2 Geistreiche Gedanken – naja, bei ihr reicht einer. 3 Kegeln, moderner und präziser. 4 Gesandter mit Franziskus’ Segen. 5 Dort sei es wie im Paradies. 6 Wir suchen jene Anna aus Clint Eastwoods Film *Sully*. 8 Die Spende ist auch mal ein Bestechungsgeld. 9 In Basel eine Fähre, in Bundesbern ein Politiker. 10 Ohne ihn kein Beginn. 11 Existentielle Voraussetzung für Savoire-vivre. 13 Ort: seit jeher vom Verkehr über den Gotthard geprägt. 14 Bella, das Land, wie wir es auch kennen. 21 Ihre Rinden kann Rinder töten. 24 Dachziegel oder Schmetterling. 26 Bei Floyd geht’s inklusive Farbe auch ums Geld. 27 Vorwurf wie unbegründete Anschuldigung. 28 Kein Hühnergegacker, er erzeugt Energie. 29 Ein Jugendlicher aus den USA. 31 Meinungsverschiedenheit, vielleicht gar Krach. 32 Studie und Turm, wohin das führen mag? 35 Archetyp, zumindest war er es bei C. G. Jung. 36 Kann verheerend sein, wenn zwei aufeinander treffen. 38 Toby – er ist etwas für Opernliebhaber. 41 Die Hafenstadt Liepaja in Lettland ist auch Deutschen bekannt. 43 Was sang da Arthur Brown 1968 in seinem Hit? 44 Pablo Picasso, das dazwischen ging dann mal verloren. 46 Was mandaallessieht: Substanz, Masse und Speise. 49 Fließt rückwärts durch Münster.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 517

B	A	D	E	H	O	S	E			A	P	F	E	L
A		U		O		C	L	A	U	D	I	A		O
Z	A	E	P	F	C	H	E	N		U	N	R	U	H
A	N	N	I	E		A	N	S	T	R	E	B	E	N
	H	E	L	I	U	M		T			T		B	
	O		O			A	P	R	I	K	O	S	E	N
M	E	I	S		S	E	N		E	L	Y			R
A	H	N		P		E	R	N	S	T	F	A	L	L
N	E	G	R	I	D			G	E	H	A	B	E	
I		R	O	T	U	N	D	E		E	T	A	G	E
L	U	E	B	E	C	K		N		R	U	N	E	
A		S	E	X	E	R		D	I	A	M	O	N	D

Waagrecht — 1 BADEHOSE 6 APFEL 10 CLAUDIA 12 ZAEPFCHEN (mediz. ein Suppositorium) 15 UNRUH(-e) 17 ANNIE 18 ANSTREBEN 19 HELIUM 20 APRIKOSEN 23 MEISSEN 26 ELY (île, franz. f. Insel) 27 AHN(-e) 28 ERNSTFALL 31 NEGRID 34 GEHABE 35 ROTUNDE 37 ETAGE 38 LUEBECK 39 RUNE 40 SEXER (er sortiert Küken nach Geschlecht) 41 DIA MOND (ist auch Rebsorte)

Senkrecht — 1 BAZA 2 DUENE 3 HOFEI 4 SCHAMANE 5 ELEN (poet. f. Elch) 6 ADUR (A-Dur) 7 PINETO (ein Top) 8 FARB (-dosen) 9 LOHN 11 ANSTRENGEND 13 ANHOEHE 14 PILOS (-e, Fachwort f. übermässigen Haarwuchs) 16 UEBERLEGEN 21 ILSE (Siel) 22 KYTHERA 23 MANILA 24 INGRES (-s, engl. f. Eintritt) 25 SPITEX 29 FATUM 30 ABANO 32 ROBE 33 DUCE 36 NKR

Lösungswort — **FANTASTEREI**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Degussa



GOLD UND SILBER.



GOLD. DIE FESTE GRÖSSE IN EINER WELT DES WANDELS.

Wie entwickelt sich die US-Wirtschaft unter Trump? Welchen Einfluss werden mögliche Beschränkungen des Freihandels auf Europa haben? Und wohin steuern die Notenbanken? Keine Frage – die Welt ist in einem umfassenden Wandel. Fest steht jedoch: Gold ist die stärkste Währung seit 2001 vor Christus. Als grösster Banken unabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio zusammen. Alle Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern. Informationen und Online-Shop unter:

**DEGUSSA-
GOLDHANDEL.CH**

Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

